

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 38 (1920)

Artikel: Die Burg Wildegg und ihre Bewohner. 2. Teil, Vom Untergange der Herrschaft Wildegg bis zum Aussterben der Familie von Effinger : 1805-1912
Autor: Lehmann, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-43200>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

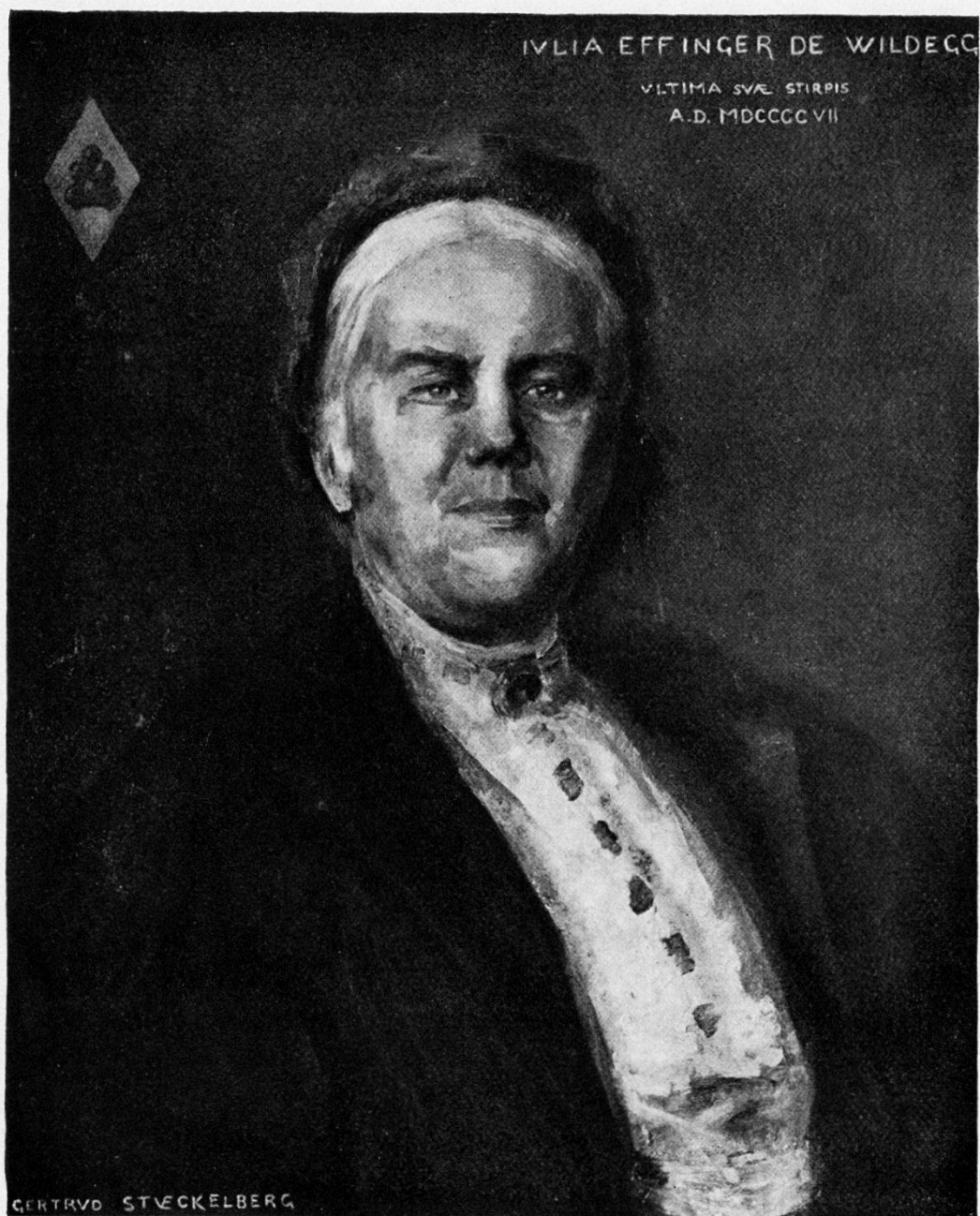
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Julie von Effinger.

Die Burg Wildegg und ihre Bewohner

Von Hans Lehmann

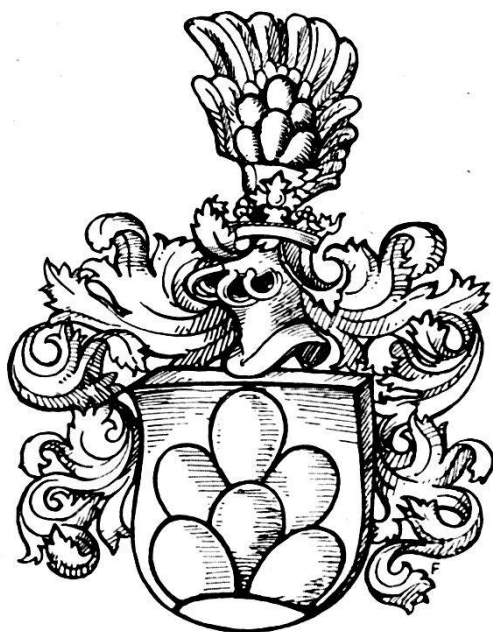
Mit Unterstützung der Stiftung von Effinger-Wildegg und
der Regierung des Kantons Aargau

Mit 21 Tafeln, Textillustrationen und Plänen

II. Teil

Vom Untergange der Herrschaft Wildegg bis
zum Aussterben der Familie von Effinger

1805—1912



1920

Verlag von H. R. Sauerländer & Co. in Aarau

s) Ludwig Albrecht Effinger als Schloßpächter
(1805—1815).

Das Jahr 1805 hielt einen unfreundlichen Einzug in die Welt und brachte auch der familie Effinger nicht lauter sonnige Tage. Zwar gelang es, mit der argauischen Regierung die kirchlichen Angelegenheiten in Holderbank und Möriken am 9. Januar 1806 im wesentlichen zu regeln. Allein die frühere Jagdgerechtigkeit ging trotz aller Reklamationen für immer verloren und auch die Ablösung der Zehnten durch die früheren Untertanen zu Möriken rückte schwer von der Stelle. Um sich die Sorgen der wenig lohnenden Landwirtschaft möglichst zu erleichtern, wurden abermals 9 Jucharten Hellmatten an Rudolf Lüpold, den Pächter des Gasthauses am Schloßhügel, um 12000 Schweizerfranken verkauft.

Auch der frau Sophie von Erlach harrete nach dem Tode ihrer geliebten Freundin Montleart neuer Kummer. Denn ihr geschiedener Gatte hatte sich in Österreich naturalisiren lassen und verlangte nun, daß sein Sohn aus dem königlichen Kadettenhause in Berlin entlassen und zu ihm nach Wien geschickt werde. Da weder der König von Preußen noch der Waisenrat in Bern wegen Verweigerung dieses Gesuches in Konflikt mit der österreichischen Regierung kommen wollten, wurde ihm entsprochen. Nachdem der Jüngling einige Zeit beschäftigungslos in Wien verbracht hatte, kaufte er sich eine Offiziersstelle im österreichischen Regiment von Schwarzenberg, trat aber schon bald darauf zu den „Vincent Chevaux-Légers“ über.

Umso freundlicher gestaltete sich der Verkehr mit anderen Verwandten und Freunden und ganz besonders mit dem jungen Ehepaare in Schöffland, sowie zu Rudolf Emanuel und seiner trefflichen Gattin in Kiesen. Von dieser schreibt ihr Schwager Ludwig Albrecht, sie sei ein herrliches weibliches Wesen, die trefflichste Tochter, Gattin und Mutter, bei welcher Adel des Körpers und der Seele im schönsten Verein mit Güte des Herzens, Frohsinn und einem hellen, gebildeten Geiste harmonisch gepaart gewesen seien. Das habe sie zur angenehmen Gesellschafterin und herzlichsten Freundin gemacht. Doch sei ihr Wirken und Walten nur im häuslichen Kreise zu voller Geltung gelangt, denn von natürlicher Schüchternheit, habe sie größere Gesellschaften und neue Bekanntschaften gemieden. Wo aber eine Wolke auftauchte, sei sie von ihr mit zarter Hand verscheucht worden, und so sei sie nicht nur aller Liebling, sondern der gute Genius der ganzen familie gewesen. Die

von ihr erhalten gebliebenen Porträte (Abb. 70 und Taf. XIV) sprechen auch der Nachwelt gegenüber für die Richtigkeit dieses Urteils.

Am 6. Mai 1805 wurde Ludwig Albrecht in den Großen Rat des Kantons Argau gewählt. Als Mitglied desselben ergriff er nur einmal erfolglos das Wort, um das Klostergesetz der helvetischen Republik, welches die Aufnahme von Novizen verbot, zu verteidigen. Denn wie er in seinen Memoiren schreibt, hätte er es vorgezogen, die Mönche in ihrem Besitze, sie selbst aber allmählig aussterben zu lassen, anstatt später den ersteren in brutaler Weise durch gewaltsame Aufhebung der Klöster an den Staat zu ziehen.

Noch vor Beginn des Sommers traf auch der Schloßherr Sigmund mit seiner Gattin aus dem Waadtlande auf Wildegg ein. Er war außerordentlich glücklich, die gefeierte Schönheit, die so manchen Bewerber ausgeschlagen hatte, als Gattin zu besitzen, während seinen Geschwistern nicht verborgen blieb, daß dieser reizende Körper nicht gleiche Vorzüge des Geistes und Gemütes barg. Der Aufenthalt dauerte nur wenige Wochen, denn es sollte die junge Frau dem alten Onkel Lemker in Maestricht vorgestellt werden, wohin das Paar schon am 10. Juni verreiste.

Da Sigmund sich für einen bleibenden Aufenthalt in Lausanne entschieden hatte, übernahm Ludwig Albrecht die abgelaufene Pacht auf weitere neun Jahre um einen Jahreszins von 8000 Franken, wovon ihm aber 3000 Franken in Form eines „Don gratuit“ erlassen wurden.

Auf der Rückreise aus Holland kehrte am 15. Oktober die Schloßherrschaft abermals auf kurze Zeit in Wildegg ein, um darauf nach Lausanne über zu siedeln. Allein Sigmund konnte dort nicht heimisch werden. Infolge der hügeligen Lage und der schlechten Straßen in der Stadt und ihrer Umgebung kamen bei Fuhrwerken und Reitern zahlreiche Unfälle vor, die oft lebensgefährlich wurden. Ein solcher traf auch seinen Schwager von Sévery, der als äußerst liebenswürdig geschildert wird. Da infolge dieser Zustände Sigmund am liebsten seine Ausgänge zu Fuß machte, wurde er von seinen Standesgenossen schief angesehen. Zwar vermochte die Liebe zur jungen Gattin die Kälte einer fremden Umgebung noch etwas zu erwärmen, aber schon können wir in den Briefen an seinen Bruder auf Wildegg bemerken, wie leise die Sehnsucht nach dem traulichen Sitze seiner Väter sich bei ihm einschleicht. Um sich dort für alle Fälle eine Unterkunft zu schaffen, ließ er die alten, unwohnlichen Räume im zweiten Stockwerke durch eine

neue Einteilung mit Erweiterung der Fenster zu einer freundlichen Wohnung umgestalten und dabei durch den Einbau von Kaminen an Stelle der landesüblichen Kachelöfen dem Geschmacke der Waadtländerin möglichst Rechnung tragen. Da aber diese Umänderungen die Gefahr einer Übersiedelung nach der alten Burg in sich bargen, scheinen sie nicht deren Beifall gefunden zu haben. Infolge dessen schrieb der gänzlich unter ihrem Einflusse stehende Gemahl im Dezember an seinen Bruder, seine geringen Einkünfte legen ihm den Verkauf von Wildegg abermals nahe und man solle darum die begonnenen Restaurationen aufs Aller-
notwendigste beschränken. Das hatte zur Folge, daß der Umbau des oberen Stockwerkes zwar durchgeführt wurde, aber in bürgerlicher Einfachheit. Eine öffentliche Steigerung von Landbesitz, welche vermehrte Einnahmen bringen und zur Tilgung der durch diese Bauarbeiten verursachten Auslagen dienen sollte, blieb ohne Erfolg. Allein Sigmund fand, sie sei doch insofern von Nutzen gewesen, als nun weitere Kreise von der Neigung zum Verkaufe Kenntnis erhalten haben. Dagegen zeigten sich zwei Liebhaber für das Gasthaus am Schloßberg mit der zugehörigen Landwirtschaft in dem Pächter und dem anstoßenden Besitzer der Mühle. Aus einiger Zurückhaltung den beiden Kaufliebhabern gegenüber dachte man Nutzen zu ziehen. Den Mißmut Sigmunds erregte besonders die hohe Rechnung des Arztes für die Jahre 1803/05, da er sich nicht bewußt war, dessen Dienste in anderer Weise in Anspruch genommen zu haben als zur Lieferung von einigen Krügen Selterswasser und einem „Stengel Süßholzsafft.“

Am 17. November 1805 starb in Bern Sophies Schwiegermutter, die Generalin von Erlach geb. Marquise de Bessé. Da sie ihren leichtsinnigen Sohn, Sophies geschiedenen Gemahl, abgöttisch liebte und in Folge dessen nachtheilig auf ihn einwirkte, waren ihre Beziehungen zur Schwiegertochter keine erfreulichen gewesen. Wie Ludwig Albrecht schreibt, war die Generalin so taub, daß sie kaum einen Kanonenschuß in ihrer Nähe gehört hätte. Trotzdem ging sie alle Sonntage zweimal in die Predigt und gab sich damit den Ruf besonderer Frömmigkeit. Auch war sie stets beschäftigt, für die Armen zu kollektionieren, ohne aber selbst den kleinsten Beitrag zu spenden. Tadelte sie ihr Sohn deswegen, so erhielt er zur Antwort: „Ne comptes-tu pour rien la peine que je me donne?“

Schon am 15. Januar 1806 wurden in Gegenwart Sigmunds wider Erwarten schnell das Gasthaus am Schloßberg mit der Blafimatt

in Wildegg an den Pächter Rudolf Lüpold um 33000 Franken, am folgenden Tage die Ölerweid an Martin Rey von Möriken um 1425 Franken und am 30. desselben Monats der Kernenberg an Kaspar Gisy von Birr um 7500 Franken verkauft. Dagegen zerschlugen sich die Unterhandlungen mit der Regierung bezüglich des Loskaufes der Zehntengerichtigkeiten zu Möriken.

In Lausanne und Kiesen sah man freudigen Familienereignissen entgegen. Doch erkrankte Sigmund Ende Juni, und als dann am 1. Juli seine Gattin von einem toten Kinde entbunden wurde, stand auch ihr Leben in Gefahr. Zur Pflege Sigmunds wurde seine Schwester Sophie gerufen, die Tag und Nacht an seinem Bette wachte. Dabei waren es besonders auch Seelenschmerzen, die den Kranken peinigten und durch deren Bekenntnis an seine treue Pflegerin er hoffte, sich Linderung und Trost zu verschaffen. Wie er ihr anvertraute, wurden sie nicht nur verursacht durch den Prozeß mit der Gemeinde Möriken wegen des Kestenberges, sondern vielmehr durch die Erkenntnis, daß seine Gattin ihm weniger aus Zuneigung die Hand zur Ehe gereicht habe, als aus Spekulation und aus Ärger über ihren Bruder. Infolge dessen sei sie zwar stets korrekt, aber kalt gegen ihn gewesen und er sehe darum keinen anderen Ausweg, als sich von ihr trennen zu lassen. In dieser schwierigen Lage wurde auch Ludwig Albrecht ans Krankenbett gerufen und es gelang den vereinten Bemühungen der Geschwister, ihren Bruder von seinem Vorhaben abzubringen. Trotzdem blieben sie gemiedene Fremdlinge im Hause. Während es Ludwig Albrecht bald wieder verließ, verblieb Sophie zur weiteren Pflege des Kranken.

Umso größer war die Freude im Schlosse Kiesen, als nach drei Knaben Rosine Karolina ihrem Gatten am 23. August ein Mädchen schenkte. Es erhielt den Namen Karoline Angeline Mathilde.

Am 2. September verschüttete der Bergsturz in Goldau mit zirka 450 ansässigen Landleuten 7 Teilnehmer einer frohen Reisegesellschaft bernischer Patrizier, wozu zwei zu den engsten Freunden und Verwandten unserer Wildegger zählten. Es waren Oberst Viktor Steiger, ein Vetter, der fast jeden Sommer einige Monate auf dem Schlosse zubrachte, wo er als ein ebenso bescheidener wie vortrefflicher Gesellschafter geschätzt wurde, und Rudolf Jenner im Brestenberg, der als lebenswürdiger und witziger Nachbar bei seinen häufigen Besuchen besonders willkommen war. Nur durch Zufall wurden der Schwiegersohn Sophies, Gottlieb May zu Schöffland, und sein Bruder Friedrich im Brestenberg gerettet,

während sie Träger für das Gepäck aufsuchten. Dagegen verlor Junfer Friedrich von Dießbach, Herr zu Liebegg, seine Gattin und Karl Friedrich Rudolf May zu Ruod seinen hoffnungsvollen fünfzehnjährigen Sohn Karl.¹

Am 21. Oktober starb der Onkel Ludwig Gottlieb, alt Landvogt zu Divis, der Gemahl der Elisabeth Hunziker (vgl. S. 204 ff.) in seinem 80. Lebensjahre. Zum großen Ärger der Verwandten hatte er sein ganzes Vermögen seiner Gemahlin, die ihn, wie Ludwig Albrecht schreibt, während 58 Jahren bedrückt und beherrscht hatte, vermacht. Die Geschwister Effinger konnten ihm das umso weniger vergessen, als er während 34 Jahren auf Vorschlag ihres Vaters Albrecht Niklaus die Einkünfte des Seniorates genossen hatte. Er wird als ein gutmütiger aber schwacher Mann geschildert, den die Nissen „Oncle Réellement“ nannten, weil er sich dieses Ausdruckes häufig bediente, während seine Frau den Spitznamen „La vertu“ hatte, da sie dieses Wort stets im Munde führte.

Mit Ende Juli konnte Sigmund zuweilen wieder auf kurze Zeit das Bett verlassen und auch seine Gemahlin genas langsam. Da er aber nicht auf ein langes Leben hoffte, gedachte er durch ein Testament dafür zu sorgen, daß sein Vermögen, soweit es nicht durch den Ehekontrakt der Gattin zufiel, seinen beiden minderbemittelten Stiefbrüdern zukomme, umso mehr, als die Zukunft seiner Schwester Sophie zu keiner Besorgnis Anlaß gab. Mit zunehmender Genesung besserte sich auch das Verhältnis wieder zwischen den beiden Ehegatten. Da aber die Gemahlin nicht zu einem dauernden Aufenthalte in Wildegg zu bewegen war, wohin es Sigmund so mächtig zog, dachte er abermals an einen Verkauf des Schlosses. Erst als er wieder soweit hergestellt war, daß er im Herbst mit Freunden und Bekannten die fröhliche Weinlese am Genfersee mitmachen konnte, wichen diese trüben Vorsätze neuer Lebensfreude und Unternehmungslust. Dagegen erholte sich seine Gattin so langsam, daß ein beabsichtigter Besuch auf Wildegg unterbleiben mußte. Dafür ließ man sich von dort allerlei Hausrat kommen, um damit eine Wohnung in Cour bei Lausanne einzurichten, wohin das Ehepaar aus dem geräuschvolleren Leben der Stadt sich zurückziehen wollte. Leider beeinträchtigten ein strenger Winter und die mangel-

¹ Von der zahlreichen Literatur über dieses traurige Ereignis führen wir hier nur den Aufsatz zum hundertjährigen Gedächtnistage von W. f. v. Mälinen in den „Basler Nachrichten“ 1. Jahrgang 1906, Nr. 35, auf.

haften Heizeinrichtungen für die Wohnräume die Annehmlichkeiten dieses Landlebens sehr. Während dieser Zeit ließ sich Sigmund von dem bekannten Maler Diogg, dessen Unterricht er auch eine Zeitlang genossen hatte, porträtieren.

Sophie von Erlach brachte den Winter bei ihren Verwandten in Bern zu, wo auf seiner Rückreise auch Ludwig Albrecht einige Zeit verweilte. Infolge des Hinschiedes des Seniorats Herrn Ludwig Gottlieb versammelten sich am 21. Januar 1807 alle damals in Bern anwesenden oder dahin gerufenen Glieder des Wildegg'schen Zweiges der familie Effinger, um neue Beschlüsse über die 1679 gegründete Stiftung zu fassen. Darnach sollte sie künftig weder verteilt noch geschwächt werden, unter der Administration dreier Glieder der familie stehen und die Nutznießung immer dem ältesten der Wildegger Linie zukommen (im Gegensatz zur Wildensteiner), bis auf weiteres dem Obersten Bernhard Samuel, alt Schultheiß in Büren, zu welchem Zwecke man die Titel bei der Gesellschaft zum Distelzwang deponierte. Auch Sigmund gestattete seine Gesundheit wieder die Teilnahme an diesem wichtigen Familienrate.

Da das Testament des verstorbenen alt-Landvogtes in Divis von den Erben nicht nur als ein ungerechtes, sondern auch als ein nicht ganz freiwillig abgefaßtes getadelt wurde und man sich namentlich über die „geringen hinterlassenen zeitlichen Mittel“ wunderte, so streute die Tante „La Vertu“ zu ihrer Rechtfertigung aus, ihr Gemahl habe früher durch gewisse familienangehörige auf Wildegg größere Verluste erlitten. Da sich diese Vorwürfe als gänzlich haltlos erwiesen, mußte sie auf Klage der gekränkten Angeklagten diese Verdächtigung schriftlich widerrufen.

Am 17. Februar erlag Landammann Dolder im Schauspielhause zu Aarau einem Schlaganfälle. Die familie Effinger betrauerte aufrichtig den Tod dieses früheren Nachbars, der sich ihr gegenüber trotz seiner politisch durchaus verschiedenen Denkart stets als ein guter, wohlmeinender und dienstwilliger Freund erwiesen hatte.

Am 30. März starb in Maestricht auch der 86jährige Oberst Lemker. Seine Haupterben waren die beiden Kinder aus Niklaus Albrechts erster Ehe, Sigmund und Sophie. Das hinterlassene Vermögen belief sich auf 250000 französische Livres in Liegenschaften und Werttiteln.

Am 28. April 1807 beschlossen endlich auch die Zehntpflichtigen der Gemeinde Mörken mit Mehrheit, sich von ihren Verpflichtungen gegenüber dem Schloßherrn auf Wildegg loszukaufen und ihre Betreffnisse in bar ratenweise im Verlaufe der nächsten 10 Jahre abzutragen. Daran waren 35 Eigentümer für 12 $\frac{1}{2}$ Zucharten „Reutland“¹ und 160 für 50 $\frac{11}{16}$ Zucharten Ackerland beteiligt. Anfangs Juni fand dann auch ein Vergleich über die Loskaufsumme statt. Sie wurde für den Weinzehnten auf 6000 Gulden, für den Getreidezehnten auf 25300 Gulden, zusammen auf 62600 Bernpfund festgesetzt; 3160 Pfund kamen als Teil der Armen in Abzug, der Rest sollte in 15 jährlichen Terminen beglichen werden. Obschon dieser Loskauf gegen die Interessen des Schloßherrn war, da er bei weitem keine volle Entschädigung bot, machte Sigmund doch, wie er seinem Bruder am 23. Juni von Paris aus schrieb, „bonne mine au mauvais jeu.“

Um das holländische Erbe persönlich in Empfang zu nehmen, war Sigmund mit seiner Gattin schon am 3. Juni verreist, doch wollte das Ehepaar vorerst einige Zeit in der französischen Hauptstadt verweilen. Sophie und Ludwig Albrecht sollten dagegen ihren Weg über Deutschland nehmen, worauf man sich anfangs Juli in Maestricht treffen wollte. Am 2. Juli erreichte das Ehepaar sein Reiseziel.² Am 30. Juni folgten Ludwig Albrecht und Sophie über Straßburg, Mainz und Köln; sie trafen am 8. Juli in Maestricht ein. Ludwig Albrecht hat eine kurze Beschreibung dieser Reise hinterlassen, aus der wir einige Auszüge folgen lassen. Bei Speyer trafen sie auf einen Transport Verwundeter aus der blutigen Schlacht von Eilau, der schon seit fünf Monaten unterwegs war, und in Koblenz sahen sie, wie man Refruten in Ketten der Armee zuführte.

Mit Hülfe eines bekannten Holländers, des Notars Nierstratz, später Bürgermeister zu Maestricht, wurde es möglich, die Liquidation der Erbschaft in verhältnismäßig kurzer Zeit durchzuführen. Immerhin waren die Abgaben sehr drückend, denn es mußten u. a. den weitläufigen Erben 10 % von der präsumptierten Erbschaft nach Anschlag der Administrativbehörde bezahlt werden, ehe man die Siegel entfernte. Nach beendeter Liquidation belief sich das Vermögen, welches den

¹ Reutland, d. h. durch Abschlag von Wald urbar gemachtes Land.

² Wir müssen uns leider versagen, die sehr interessanten Reiseschilderungen Sigmunds an Freunde in der Heimat hier abzu drucken.

beiden Geschwistern zu gleichen Teilen zufiel, noch auf 170000 Schweizerfranken.

Auch mit Bezug auf den Verkauf der Liegenschaften machte man schlimme Erfahrungen. Infolge der französischen Okkupation war der Wert der Häuser beinahe auf Null gesunken, und so mußte man froh sein, das des Obersten Lemker um 17000 französische Franken los zu werden. Es lag mitten in der Stadt an der Ecke von zwei Hauptstraßen, hatte gegen die eine fünf und gegen die andere sieben Fenster und war ganz von Eichenholz und Backsteinen gebaut. Dazu gehörten eine Stallung für sechs Pferde samt Remise und Nebengebäude, welche einen geräumigen Hofraum umschlossen, in dem ein Ziehbrunnen stand. Leider wurde nach dem Verkaufe dieser vornehme Sitz in eine Speisewirtschaft und in ein Bierhaus umgewandelt.

Während Sigmund mit seiner Gemahlin auf einem Landgute bei Maestricht Wohnsitz nahm, benutzten Sophie und Ludwig ihren Aufenthalt zu einigen Ausflügen nach holländischen Städten, worauf sie am 15. Oktober nach Paris verreisten. Dort traf am 22. Oktober auch Sigmund mit seiner Gattin ein.

Man wohnte im gleichen Hotel, im übrigen aber ging jedes Paar seine eigenen Wege. Sophie führte ein Tagebuch. Wir erfahren daraus, daß die alten Bekanntschaften mit den noch lebenden Angehörigen der französischen Aristokratie, welche sie seinerzeit während ihres Aufenthaltes in Koblenz als Flüchtlinge kennen gelernt hatte, wieder aufgefrischt wurden. Daneben besuchte man namentlich die Theater, die Sammlungen, die Museen, die große Bibliothek, die Gobelinfabrik, die Spiegelmanufaktur, den Jardin des plantes und die Ateliers der Künstler. Unter den anwesenden Gästen befand sich auch Graf von Redern-Bernstorff. Dieser führte sie in das Atelier des berühmten Malers David, das derselbe in der Sorbonne eingerichtet hatte, um ihnen dessen neuestes Gemälde, „Die Kaiserkrönung Napoleons“, zu zeigen. Der Maler erklärte selbst die Anlage des Bildes und nannte alle porträtierten Persönlichkeiten. Wie Ludwig Albrecht schreibt, hatte noch kein Mensch einen so widrigen Eindruck auf ihn gemacht, wie dieser Künstler, „dessen Äußeres mit seiner schwarzen Seele“ im Einklang stand. „Wenn er sprach, so zeigte sich im Munde ein großes Gewächs, das seine häßliche Physiognomie noch mehr verunstaltete. Als Konventsmitglied hatte David zu den blutigsten Terroristen gehört und es sich besonders angelegen sein lassen, die unglückliche Königin aufs Schaffot

zu bringen. Jetzt war der damals wütende Republikaner der Speichel-lecker eines Tyrannen geworden, stach in seidenen Strümpfen, im Hof-fleide und war im Begriffe, an den Hof zu gehen.“ — Mehr Genuß brachten die Besuche im Atelier der berühmten Malerin Madame Lebrun.

Einige Glieder der früheren Aristokratie lebten in traurigen Ver-hältnissen. So fanden sie die Frau von Sourdis, die Schwester des Herzogs von Avarai in dem sequestrierten Palaste ihres verstorbenen Vaters kläglich und zitternd in einem elenden, mit Ziegelfsteinen ge-pflasterten Bedientenzimmer, das ihr der Portier eingeräumt hatte. Ihr Essen mußte sie sich selbst kochen. Den einzigen Sohn wollte man ihr entreißen, um ihn in die Armee zu stecken. Doch starb sie glücklicher-weise noch vorher, sonst hätte sie auch noch die Kunde von seinem Tode in Catalonien erfahren. Auch die Frau von Richelieu hatte durch die Revolution beinahe ihr ganzes Vermögen verloren. Trotzdem klagte sie nicht, sondern meinte nur, unter allen Opfern sei ihr das schwierigste und unangenehmste gewesen „de descendre de la bougie à la chandelle.“

Auch was uns Ludwig Albrecht über das neue Nationalmuseum zu berichten weiß, ist nicht ohne Interesse. Er lobt es zwar als die hervorragende Sammlung auf dem Kontinente, da den vorhandenen Beständen Napoleon infolge seiner Eroberungen teils durch Kauf, teils durch Friedensschlüsse die bedeutendsten Kunstwerke der Welt zugefügt habe. Allein gerade diese letzteren stehen in schlechtem Lichte und seien zu sehr aufeinandergehäuft, sodaß die gute Wirkung, deren sich die an ihren ursprünglichen Standorten in Italien noch erfreuen, völlig ver-loren gehe. Zudem habe er sich des Gedankens nicht erwehren können, daß ihnen die Beraubung von ganz Europa anlebe, was für ihn immer eine widrige Empfindung gewesen sei. Ähnlich schreibt E. Albrechts Freund und Waffengenosse in Holland, der bekannte Zürcher David Hess beim Besuche dieses Nationalmuseums: „Meine Aufmerk-samkeit auf die Schätze des Museums ward immer durch die Erinnerung gestört, wie diese Gemälde gesammelt und hieher gebracht wurden. Die Geister der Künstler schienen zürnend in den hohen Sälen umher zu schweben und die italienischen Gemälde sich unter der Schminke des neuen französischen Firnisses wieder unter ihren klassischen Himmel zurück zu sehnen.“ Ebenso entrüstet ist er über die dem Prinzen von Oranien gestohlenen Niederländer, die mit etwas mehr Besonnenheit dem Lande hätten gerettet werden können.¹

¹ E. Eschmann, David Hess, sein Leben und seine Werke. Aarau 1911, S. 62.

Auch die infolge des Friedens von Tilsit heimkehrende Garde sahen unsere Wildegger in Paris einziehen. Sie nahm ihren Weg, angeführt von Marschall Bessières, durch den neuen Triumphbogen, den Napoleon auf dem Carrouselplatze hatte errichten lassen, und die Tuilerien nach den Elysäischen Feldern, wo man für sie eine große Gasterei auf öffentlichen Tafeln veranstaltete, von der die Zeitungen des langen und breiten zu erzählen und zu rühmen wußten. Den Wildeggern erschienen dagegen das Fest und die Mahlzeit sehr kärglich zugeschnitten, und ebenso fiel ihnen die Teilnahmslosigkeit des Publikums auf, das, der langen Kriege überdrüssig, für derartige militärische Schauspiele nichts mehr übrig gehabt habe. Im Ganzen sei es ein Korps von etwa 7000 Mann gewesen, dessen Offiziere fast ausnahmslos den Orden der Ehrenlegion trugen, ein Beweis, daß man sehr freigebig mit dieser Auszeichnung umgegangen sei.

Während des ganzen Pariser Aufenthaltes mußten sich Sigmund und seine Gemahlin ihrer schwächlichen Gesundheit wegen die größte Schonung auferlegen. Trotzdem Sigmund abermals an einem Magenleiden erkrankte, reisten seine Geschwister am 16. Dezember bei schneidender Kälte über Besançon, Belfort und Basel nach Hause, wo sie am 22. eintrafen. Während ihrer Abwesenheit hatte Sophie's Schwiegersohn, der junge Gottlieb May zu Schöffland, die Oberaufsicht über die Schloßwirtschaft auf Wildegg aufs trefflichste besorgt.

Die Freude des Wiedersehens wurde getrübt durch die Nachricht von dem am 13. Dezember erfolgten Hinschiede des alt-Schultheißen Albrecht von Mülinen, des Vaters der Schwägerin Karoline Rosine zu Kiesen. So schmerzlich auch der Tod des alten Mannes namentlich die nächsten Angehörigen berühren mochte, wurde doch das nicht unbeträchtliche Erbe in Kiesen gewiß gerne entgegengenommen, da, wie wir schon vernahmen, Rudolf Emanuel von allen Geschwistern am spärlichsten mit Glücksgütern gesegnet war. Trotzdem hatte er seit 1805 als Chef eines neu errichteten Dragonerkorps nicht nur dessen Organisation und Instruktion geleitet, sondern auch die damit verbundenen Reisen aus eigenen Mitteln bestritten. So hielt er es bis 1810, weshalb wir ihm gerne glauben wollen, wenn er schreibt, daß kaum einer seiner Mitbürger, der Familienvater sei, ein gleiches Opfer für den Staat werde aufweisen können. Wohl in Anerkennung dieser Verdienste erhielt er von der Regierung am 2. März 1808 das ehrenvolle Amt

eines Oberamtmannes zu Konolfingen mit der Erlaubnis, seinen Wohnsitz im eigenen Heim zu Kiesen weiterhin beibehalten zu dürfen.

Inzwischen, langweilte sich Sigmund mit seiner Gattin zu Paris, da sie in ihrer düsteren Wohnung kaum Tag und Nacht von einander unterscheiden konnten und doch zufolge ihres Gesundheitszustandes die Heimreise nicht wagen durften. Umso mehr Zeit blieb für die Abfassung eingehender Briefe, namentlich an den Bruder und die Schwester auf Wildegg. In einem solchen vom 12. Februar 1808 meldet er u. a., Davids „Kaiserkrönung“ sei jetzt im großen Eintrittsaale des National-Museums ausgestellt, komme aber weniger zur Geltung als selbst in dem düsteren Atelier der Sorbonne. Schuld daran trage vielleicht der Staub, der liniendick darauf sitze und die Farben dämpfe; denn das Volk ströme ununterbrochen zu und ab, um das Kunstwerk zu bewundern. Um Luft zu schöpfen, habe er sich nach der Gallerie der Zeichnungen begeben, doch sei es dort noch ärger gewesen wegen des Staubes, der infolge des Hin- und Herdrängens des „Janhagels“ den ganzen Saal in eine dichte Wolke einhüllte. Oben bei den „Rüstungen der Helden der Vorzeit“ aber habe ihm ein unleidlicher Stockfischgeruch entgegengeweht, herrührend von einigen liebenswürdigen „Nymphen der Hallen,“ welche mit einem halben Duzend „mariniers d'eau douce“ die zwei Öfen besetzt hielten, die den Raum gegen die schneidende Kälte erwärmen sollten. Ähnliche Zustände in den öffentlichen Sammlungen, welche zweifellos zum Tummelplatze vieler Müßiggänger gemacht wurden, hatte er schon früher geschildert. Überhaupt erhält man den Eindruck, daß in dem damaligen Paris neben den größten Anstrengungen zur Entfernung der traurigen Andenken an die Revolution und den Anfängen einer neuen Prachtentfaltung in monumentalen Bauten dem Pöbel noch sehr weitgehende Konzessionen gemacht werden mußten, um ihn bei guter Laune zu behalten. Dabei fanden neue Verordnungen, wie die Anwendung des Dezimalsystems im Gewicht, schwer Eingang bei dem Volke, boten dafür aber den Krämern umso reichlichere Gelegenheit zu Betrügereien, die geradezu unerträglich wurden, namentlich da die Fälschung der Lebensmittel damit Hand in Hand ging. Sigmund schließt den Bericht mit der Bemerkung, seine Gattin entrüste sich darüber mehr als es ihrer Gesundheit zuträglich sei, und darum zählen Beide die Stunden, welche sie noch an dieses „Chaos von Unreinigkeit und schlechter Luft“ fesseln. Endlich nahte Mitte März die Erlösung. Allein wegen des hohen Schnees mußten

sich die Reisenden einige Tage in Pontarlier aufhalten und erst nach Überwindung von Gefahren und Entsagungen aller Art langten auch sie wieder zu Hause an.

Am 15. April konnte Sigmund seinem Bruder nach Wildegg melden, er sei mit großem Mehr vom Kreise Erlach als Kandidat für den bernischen Großen Rat gewählt worden; doch gebe es nur wenige Mitglieder zu ersetzen, so daß er geringe Hoffnung habe, dieses Ehrenamt je ausüben zu können.

Am 9. Juni 1808 kam es endlich zum Schluß der Unterhandlungen betreffend die Ablösung der Pfarrei Holderbank, da sich Sigmund beim argauischen Staate mit 2137 Franken von einem jährlichen Bodenzins an die Kirche im Betrage von 8 Mütt Kernen, 3 Mütt Roggen und 1 Malter Hafer loskaufen konnte.

Im Juli brachte Sophie eine Krankheit, zu der sie sich den Keim schon in Holland geholt hatte, in Lebensgefahr; doch konnte sie mit Hülfe des trefflichen Arztes Schmutziger in Aarau gerettet werden. Während dieser Zeit begaben sich Sigmund und seine Gemahlin zu einem längeren Aufenthalte nach Interlaken, wobei sie auf der Hinreise in der Familie Rudolf Emanuels in Kiesen einige frohe Tage verlebten. An dem damals in Aufnahme kommenden Kurorte sollte ein großes Äplerfest abgehalten werden, zu dem hervorragende Persönlichkeiten aus Deutschland und Frankreich ihren Besuch angemeldet hatten.¹ Es begann schon am 14. mit einem Freischießen und Bauerntänzen und dauerte eine ganze Woche, scheint aber auf Sigmund keinen besonders tiefen Eindruck gemacht zu haben. Darauf kehrte das Ehepaar für einige Zeit auf Wildegg ein, gemeinsam mit einem französischen Freunde, Herrn von Montroud, welcher infolge der Raumnot sich mit dem kurze Zeit vorher reizend ausgemalten Archiv als Schlafzimmer begnügen mußte. Trotzdem erhielt er den besten Eindruck nicht nur vom Schlosse, sondern auch von dessen Umgebung, sodaß er über seinen Aufenthalt des Lobes voll war.

Am 13. Juli erhielt Friedrich von Erlach einen ehrenvollen Abschied aus dem Regiment Vincent in österreichischen Diensten, worauf er nach Wildegg reiste, um einige Tage bei den Seinen zuzubringen, bevor er in französische Dienste eintrat. Seine väterlichen Verwandten hofften, ihm in Paris eine glänzende Laufbahn zu eröffnen, vor allem

¹ Diese Äplerfeste waren im Jahre 1805 durch Rud. Emanuels Schwager, den Schultheißen Niklaus von Müllinen in Bern eingeführt worden.

aber eine reiche und vornehme Gattin zuzuführen, obgleich er erst 20 Jahre zählte. Umso besorgter waren für seine Zukunft die Mutter und Onkel Ludwig Albrecht, da sie von einem Aufenthalte in der Weltstadt weder einen guten Einfluß auf seine Erziehung, noch das Glück für sein künftiges Familienleben erwarteten. Schon am 8. August reiste er nach seinem Bestimmungsorte ab, von wo aus er seine Verwandten durch häufige Briefe über alles, was sich zutrug, auf dem Laufenden hielt. Aber nur zu bald fielen alle die Luftschlösser, welche namentlich sein Vater auf diesen Aufenthalt gebaut hatte, zusammen. Doch grämte das Friedrich, der die gewaltsame Aufdrängung einer Braut recht unangenehm empfand, nicht, vielmehr machte er sich sogar gelegentlich in seinen Briefen darüber recht lustig.

Am 1. Dezember 1808 starb zu Bern die älteste noch lebende Tante, Frau Bauherrin Barbara Salome von Steiger, geb. Effinger, im 84. Lebensjahre mit Hinterlassung einer zahlreichen Nachkommenschaft als eine von allen Seiten verehrte Matrone (gl. S. 200/201). In ihrer Jugend soll sie so schön und von so vornehmer Haltung gewesen sein, daß die Leute auf der Straße ihr nachschauten.

Zu den Gästen dieses Jahres auf Wildegg zählte auch Frau Harnes gewesene Frau von Berlepsch, mit ihrem Gemahl. Sie war eine Freundin Herders und Verfasserin einer Reise durch Schottland, eines Buches, das unter dem Titel Caledonia bei seinem Erscheinen Aufsehen erregt hatte. Sie galt als eine geist- und kenntnisreiche Frau, war aber absprechend und anmassend, und zog Männergesellschaft vor, da sie, wie Ludwig Albrecht schreibt, von den Frauen behauptete, sie dreschen nur leeres Stroh.

Die nächsten Jahre verliefen ohne Ereignisse von größerer Bedeutung. Sigmund wohnte mit seiner Gattin in wiedergefundenem Eheglücke, das nur durch die schwächliche Gesundheit der beiden Gatten zeitweise getrübt wurde, am Genfersee. Im Sommer brachte er regelmäßig einige Wochen bei seinen Geschwistern auf Wildegg zu, zu denen sich auch das Verhältnis Angelinens recht freundlich zu gestalten schien. Ludwig Albrecht und Sophie unternahmen jährlich kleine Reisen, um die Schönheiten des Vaterlandes zu bewundern und Studien über Land und Leute zu machen. Eine solche führte Ludwig Albrecht mit seinem Freunde May von Ruod im Mai des Jahres 1809 in das Glarnerland, wo sie die Kanalisationsarbeiten Eschers, der ein Universitätsfreund des Ruoder Schloßherrn war, unter dessen persönlicher Leitung

bewunderten. Während der Wildegger Junfer voll Lobes über diesen kenntnisreichen und uneigennütigen Mann ist, konnte er einer Glarner Landsgemeinde als Institution eines rein demokratischen Staatswesens wenig gute Seiten abgewinnen. Wie er schreibt, sind solche Einrichtungen nur in ganz kleinen Staaten möglich, wo der Wert der regierenden Männer ausschließlich nach ihrer Popularität bemessen wird. Das habe zur Folge, daß sich diese Gewalt antun und vielen Menschen schmeicheln müssen, die sie im Grunde ihres Herzens verachten. Damit würdigen sie aber ihre eigene Persönlichkeit herab. Der präsidierende Landammann habe in einem neumodischen Kleide auf einem erhöhten Gerüste gestanden und sich auf ein altes Schweizerschwert gestützt, während ein Diener über ihm mit einem roten Schirme die Sonnenstrahlen abhalten mußte. Dabei sei von ihm das zahlreich vorhandene „Lumpengefindel“ immer mit den Worten „Ihr Herren“ angesprochen worden, sodaß sich dem unbeteiligten Zuschauer überall unwürdige Kontraste aufdrängten.

Inzwischen hatte Friedrich von Erlach eine Stelle als Premier-Lieutenant im „Régiment royal de Prusse“ erhalten, das zu Oltsingen lag, dort aber das Klima nicht ertragen, weshalb er als Werbeoffizier nach Nancy versetzt wurde. Hier erkrankte er an einem heftigen Fieber, zu dem er sich die Keime schon in Holland geholt hatte. Die herbeigerufene Mutter begleitete ihr treuer Bruder. Ihrer und guter Freunde Pflege, besonders aber auch den Bemühungen eines geschickten Arztes gelang glücklicherweise eine rasche Heilung.

Im Sommer des Jahres 1810 besuchte das Geschwisterpaar einige Bekannte und Verwandte in der Westschweiz und verband damit eine Reise in's Chamonixtal, um den Mont-Blanc, den sie während ihres Aufenthaltes am Genfersee oft aus der Ferne bewundert hatten, in der Nähe zu sehen. Ihnen schloß sich u. A. auch Graf Clari an. Er war der Sohn des Fürsten von Töplitz und Großsohn des Prinzen von Signe und von Wien nach Paris gesandt worden, um Napoleon das Jawort der Prinzessin Marie-Luise zu überbringen. Über diese Mission wußte er sehr interessante Mitteilungen zu machen, die er durch manchen Witz zu würzen verstand. So erzählte er u. a., daß man in Paris die Frage gestellt habe: „Qui a voyagé de Vienne à Paris à moins de frais, Marie-Antoinette ou Marie-Louise?“ Antwort: „Marie-Louise, parce qu'elle l'a fait pour un Napoléon tandis que Marie-Antoinette l'a fait pour un Louis.“ Später besuchte der Graf die Geschwister auf Wildegg und verweilte dort acht Tage. Mit-

bestimmend für diesen Abstecher war der Aufenthalt seiner Jugendgespielin, der Großfürstin Konstantine von Rußland, im Bade Schinznach, der er von der Burg aus einen Besuch abstattete, den sie noch am gleichen Tage erwiderte. Ludwig Albrecht schildert sie als eine reizende junge Dame von 29 Jahren, an der ihm namentlich der liebliche Ausdruck der Augen gefiel.

Auch Alexis de Noailles, ein ausgezeichnete junger Mann, der sich vor Napoleon hatte flüchten müssen und verborgen auf dem Schlosse Ruod weilte, traf zuweilen auf Wildegg zu Besuch ein.

Am 9. November 1810 wurde Gottlieb May in Schöftland zum Oberamtmann nach Büren gewählt, worauf er mit seiner Familie nach dem Amtssitze zog, den auch schon Angehörige der Familie Effinger mit Ehren inne gehabt hatten (vgl. S. 149, 162, 207, 208).

Wie wir schon meldeten, war im Jahre 1801 mit der Gemeinde Möriken zwar ein Vergleich wegen der Benutzung des Waldes am Kestenberge zustande gekommen (vgl. S. 259 und 232), doch konnten die Eigentumsverhältnisse nicht endgültig geregelt werden. Das hatte wegen der Nutzung zu einem Prozesse geführt, der nun schon 10 Jahre dauerte. Endlich gelang es am 18. Mai 1811 Ludwig Albrecht nach unsäglichen Bemühungen, zu Handen seines Bruders einen Vergleich abzuschließen, nach dem dieser Prozeß auf der Basis des früheren Vergleiches endlich beendet wurde. Darnach blieben dem Schlossherrn von seinem früheren Besitztum, das sich auf vielhundertjährige Urkunden stützen konnte, im Ganzen zirka 66 Jucharten als unbeschränktes Eigentum, wobei er allerdings noch die aus dem Prozesse erwachsenen Unkosten im Betrage von 3000 Franken zu begleichen hatte. Trotzdem freute man sich, daß dieser Streit endgültig aus der Welt geschafft war.

Angeregt durch den Erfolg der Gemeinde Möriken, erhob nun auch die Gemeinde Holderbank Anspruch auf einige Stücke Schachenland und Ure-Grien, und auch sie gelangte zum Ziele, trotzdem sie keine rechtlichen Ansprüche geltend machen konnte.

Im Sommer besuchte das Geschwisterpaar den neuen Oberamtmann und seine Familie zu Büren, sowie die Familie des Bruders zu Kiesen. Der herzliche Empfang an beiden Orten brachte wenigstens einigen Ersatz für den ausgestandenen Ärger mit den Nachbarn zu Hause. Die Rückreise wurde zum Besuche der Gräber der in Goldau verschütteten Freunde und einen Abstecher nach dem Rigi benutzt, wo die Aussicht

so klar war, daß man mit bloßem Auge die Burgen Wildegg und Wildenstein erkennen konnte.

Wichtiger waren die Gründe, welche unsere Wildegger zu einer weiteren Reise im Herbst veranlaßten. Durch die Zeitungen hatte man davon Kenntnis erhalten, daß die Schloßgüter zu Steinegg, Pfyn und Wellenberg im Thurgau käuflich seien. Da namentlich Sophie von Erlach darauf bedacht war, ihre Kapitalien nutzbringender anzulegen, und weil man sich vielleicht auch für alle Fälle ein eigenes Heim zu sichern wünschte, entschlossen sich die Geschwister zum gemeinsamen Ankauf des Schloßchens Pfyn. Es war von dem reichen Jakob Mötteli noch vor Schluß des 15. Jahrhunderts erbaut worden. Zu ihm gehörte eine kleine Herrschaft. In dieser Familie blieb es bis 1560, worauf es um 39000 Gulden an Peter von Gundolfingen, Vogt zu Urach in Württemberg, nach dessen Tod aber schon sieben Jahre später an den Grafen Otto von Eberstein überging. Dessen Erben verkauften es 1584 an Wolf Wambold von Umbstadt. Von seinem Sohne erwarb es 1614 samt der Herrschaft und dem Kirchensatze zu Weinfelden die Stadt Zürich um 60000 Gulden. Unter ihr wurde Pfyn zum Sitze einer Obervogtei, bis es im Jahre 1804 nach der Gründung des Kantons Thurgau Junker Oberst Escher vom Berg vom Staate erwarb.¹

Das Schloßchen befand sich damals in gutem Zustande. Es war von Stein solid und bequem gebaut, mit schönen Kellern, Kornböden und Stallungen für eine ausgedehnte Ökonomie versehen, frei von Zehnten und Bodenzinsen und mit anderen Lasten wenig beschwert. Zu den Gebäuden gehörten 5 Juchart Weinberg und Gärten, 120 Jucharten Wies- und Ackerland sowie 170 Jucharten Wald. Der Kaufpreis betrug 50000 Schweizerfranken. Es wurde durch Dr. Wilhelm Merk, einen sehr wackeren Mann, mit vieler Treue und Einsicht verwaltet, sodaß man in jeder Hinsicht ohne Sorge sein konnte.²

Am 6. Dezember traf der junge Friedrich von Erlach auf Wildegg ein, um bei seiner Mutter einige Tage zu verweilen, bevor er als Hauptmann zum Regiment Isenberg nach Neapel weiter reiste. Man hoffte, daß der Aufenthalt im Süden seine geschwächte Gesundheit

¹ *Leu Lexikon* Bd. XIV, S. 534. J. R. Rahn, *Statistik mittelalterlicher Architektur- und Kunstdenkmäler des Kantons Thurgau*, S. 317.

² In den Jahren 1862/64 wurde das ehemalige Möttelischloß zu einem Schulhause umgebaut, weshalb der neue, zweigeschossige Bau im Innern und Äußern jeglicher Auszeichnung entbehrt.

wieder stärke, denn sein Aussehen war kein gutes und seine Lunge stark angegriffen.

Während der Wein in diesem Herbst vorzüglich geraten war, was man außer der warmen Witterung einem schönen, glänzenden Kometen zuschrieb, trieb die Kontinental Sperre die Kolonialwaren auf unerhörte Preise. So mußte man für ein Pfund Zucker soviel wie für zwei Zentner Heu, d. h. 3 Franken, bezahlen.

Im Frühjahr 1812 verweilte das Geschwisterpaar einige Zeit auf seiner neuen Besitzung Pfyn. Dieser Aufenthalt brachte die Überzeugung, daß man mit deren Erwerbung in jeder Hinsicht zufrieden sein dürfe.

Zur allgemeinen Überraschung traf damals die Kunde ein, daß sich Sophie's geschiedener Ehemann mit der Witwe eines französischen Generals verlobt habe. Man begrüßte diesen Entschluß in der Hoffnung, daß er nun seinen Kindern nicht mehr weiter zur Last falle, sah sich aber sehr bald enttäuscht, da die Ehe nach wenigen Monaten wieder aufgelöst wurde.

Von besonderer Bedeutung für den jüngeren Wildegger Zweig der Effinger war der Entschluß zur Gründung einer sog. Familienkiste. Sie sollte teils die Fortdauer einer ehrenhaften Existenz der Familie sichern, sei es durch eine gute Erziehung der Kinder oder durch Unterstützung von in Not geratenen Familienmitgliedern, teils den künftigen Besitz der Burg sicher stellen und ihren kostspieligen Unterhalt erleichtern. Jeder der drei Brüder zahlte als Einlage sofort eine bestimmte Summe, Sigmund und Ludwig Albrecht je 1500 Franken, Rudolf Emanuel 900 Franken. Außerdem verpflichteten sich die beiden Erstgenannten auf ihr Ableben zu einer weiteren Einzahlung von je 7500 Franken, Rudolf Emanuel zu 3750 Franken. Wir sehen auch daraus, daß der Bruder in Kiesen als Stammhalter am wenigsten bemittelt war.

Gegen Schluß des Jahres wurden abermals 14½ Jucharten Matt- und Ackerland verkauft. Sie lagen im „Schluchen“ im Rupperswiler Twing, zum Teil an der neuen Landstraße Bern-Zürich. Der Kaufpreis betrug 7600 Gulden, wozu noch 91 Gulden für einen Vierling Rebland kamen. Dagegen zeigte es sich, daß der Käufer Gisy das von ihm am Kernenberg erworbene Land nicht zu behalten vermochte, weshalb man den Kauf von 1806 (vgl. S. 284) wieder rückgängig machen mußte, wobei die Zinsen verloren gingen. Sigmund wußte sich darüber zu trösten. Seinem Bruder nach Wildegg schrieb er, er habe sich seit 15 Jahren dermaßen an Verluste und Aufopferungen

gewöhnt, daß er dagegen indifferent geworden und zufrieden sei, wenn er allein der Lage seiner Sache Opfer bringen müsse und nicht Andere.

Am 5. April 1813 starb zu Bern im 81. Lebensjahre Oberst Samuel Bernhart v. Effinger, alt Großweibel zu Bern und Landvogt zu Signau und Büren (vgl. S. 198, 207). Er galt als ein Muster von Höflichkeit und Rechtlichkeit, überhaupt als ein Mann von edler Denkart und angenehmen Formen, der auch noch eine heitere Stimmung bewahrte, als er infolge hohen Alters erblindete.

Ihm folgte am 1. Mai, 73 Jahre alt, der Schloßnachbar Friedrich Laue zu Wildegg, mit dem die familie Effinger die angenehmsten Beziehungen unterhalten hatte. 1741 in der Neumark als Untertan Friedrichs des Großen geboren, widmete er sich später dem Kaufmannsstande und sammelte sich für diesen Beruf reiche Kenntnisse auf Reisen durch Polen, Deutschland, Holland, Frankreich und die Schweiz, um darauf zunächst in Frankfurt in ein Handelshaus einzutreten. Als dann im Jahre 1780 ein Herr Deluze von Neuenburg in Wildegg von Herrn Dolder eine Liegenschaft erworben hatte, um eine Fabrik zu errichten, wurde er nach ihrer Vollendung im Jahre 1788 als deren Leiter berufen und brachte sie rasch zu großer Blüte. Hier gründete er auch im Jahre 1790 mit einem durch Schönheit und Geistesgaben ausgezeichneten Fräulein Schlatter aus St. Gallen einen glücklichen Familienstand, aus dem vier gesunde, hoffnungsvolle Kinder hervorgingen. Alle die Unbilden, welche die von Frankreich in unser Land hineingetragene Revolution brachte und die auch sein Geschäft aufs schwerste schädigten, ertrug er mit Mannesmut. Wie er seinem neuen Vaterlande als ein wahrer Patriot diente, war er auch als Freund hilfreich, treu und zuverlässig, als Geschäftsmann redlich, bieder, arbeitsam und ordnungsliebend, als Nachbar gefällig, verträglich und zuvorkommend, als Gesellschafter ein angenehmer Erzähler seiner manigfachen Erlebnisse und Erfahrungen, die er sich sowohl auf seinen vielen Reisen als auch in seinem Geschäftsbetriebe erworben hatte; zudem von ansehnlichem Körperbau, bescheiden in seinen Ansprüchen und zufrieden, wenn er seine Mußestunden im Kreise seiner familie und seiner Freunde zubringen konnte, nachdem er seine Geschäfte tagsüber mit äußerster Gewissenhaftigkeit und großer Sachkenntnis besorgt hatte. Als ihn 1807 die Leute, welchen er seit mehr als 20 Jahren ihren Lebensunterhalt verschafft hatte, von der Stelle eines Mitgliedes des Großen Rates wählten, vergalt er am folgenden Tage einigen derselben, welche durch

ein Brandunglück heimgesucht worden waren, diesen Undank durch Wohlthaten aller Art. Und selbst als ihn in der Folge die Umstände zwangen, seine Fabrik mit Verlust zu betreiben, schloß er sie nicht, damit nicht eine Erwerbsquelle für so viele Menschen versiege.

Anlässlich eines Aufenthaltes mit Sophie in Gais machte Ludwig Albrecht die Bekanntschaft des Konrad Appenzeller,¹ des Verfassers der Schrift Gertrud von Wart, welcher damals in Brütten eine wenig lohnende Pfarrstelle bekleidete. Dies veranlaßte sie, sich für ihn beim Schultheißen v. Mülinen um eine bessere Stelle im Kanton Bern zu verwenden, worauf er 1817 als Pfarrer und Gymnasialdirektor nach Biel kam. Aus Dankbarkeit dafür blieb er der Familie auch in der Zukunft ein treuer Freund.²

Im Verlaufe des Sommers 1813 besuchte der Erbkönig von Holland, Louis Bonaparte,³ die Bäder zu Schinznach, von wo aus er zu verschiedenen Malen auf Schloß Wildegg Einfuhr hielt. Bei einem solchen Besuche schenkte er Sophie von Erlach den von ihm verfaßten Roman „Marie“, eine Arbeit von sehr bescheidenem literarischem Werte. Ludwig Albrecht schildert den Erbkönig als nicht groß, von bräunlicher Gesichtsfarbe, mit schönen schwarzen Augen, sodaß er seine korsikanische Herkunft nicht verleugnete. Hände und Füße waren so schwach, daß er linksch und unbehülflich aussah, weshalb er sich auch ungern bewegte. Die Einen schrieben diesen Zustand der Gicht, Andere einem ausschweifenden Leben zu. Im übrigen war er einfach, anspruchslos, gutmütig und mildtätig, letzteres ohne Wahl. Da er jedem Bettler ein Fünffrankenstück gab, wurde er stets von einem Schwarm solcher belästigt, worüber er sich mit dem Vorwurfe beklagte, es gebe im Argau keine Polizei. Nach der Schlacht von Bautzen äußerte er sich Ludwig Albrecht gegenüber, er werde sehen, daß Napoleon nicht Frieden mache,

¹ K. Appenzeller von St. Gallen, geb. 1775, war von 1801—1809 Lehrer für Arithmetik und Kalligraphie an der Schule in Winterthur, kam dann als Pfarrer nach Brütten und von 1817—1830 als Pfarrer und Gymnasialdirektor nach Biel. 1830 trat er von diesen Stellen zurück und starb im März 1850. Er ist der Verfasser von Potpourri und Reminiszenzen, kleine Gemälde und Gedichte über die Schweiz (1810), Gertrud von Wart (1813), Wendelgarte von Lindschau oder Glaube, Liebe Hoffnung (3 Bände 1816), Ein Tag an der Linth (1817), Der Mordbrand zu Walterwil (1824), Die Brandstatt zu Madretsch (1830) und Die Waisen (1832).

² Das Schloßarchiv birgt eine große Zahl Briefe von ihm.

³ In einem Billet an Ludwig Albrecht vom 3. September 1813, worin er sich für bewiesene Gastfreundschaft bedankt, nennt er sich Louis de St. Leu. Schloßarchiv Wildegg.

obwohl er jetzt die beste Gelegenheit dazu hätte, denn er könne nicht nachgeben und werde darum nicht ruhen, bis alle Völker Europas sich gegen ihn erheben. Wenn er von seinem Bruder sprach, bediente er sich nur des Ausdruckes „cet homme“, „lui“ oder „il“. In der Geschichte ist dieser Mann nie hervorgetreten, doch muß man es ihm zur Ehre anrechnen, daß er auf den Thron verzichtete, als ihm sein Bruder zumutete, das holländische Volk zu bedrücken. Dadurch zog er sich dessen Haß zu, weshalb er flüchten mußte und später bleibenden Aufenthalt in Graz nahm.

Aus Florenz traf im Verlaufe des Sommers von Friedrich von Erlach die traurige Mitteilung ein, er liege gefährlich krank und habe den dringenden Wunsch, in sein Vaterland zurückzukehren, um in den Armen seiner Mutter zu sterben. Er traf auch am 19. Oktober in Wildegg ein und beschloß dort schon am 27. desselben Monats seine kurze Laufbahn. Ludwig Albrecht schildert den Jüngling als von schönstem Ebenmaße des Körpers und edelstem Anstand, mit geistreichem Gesicht und einem griechischen Profil. Mit diesen äußeren Vorzügen verband er vielseitige Kenntnisse, Mutterwitz, Liebenswürdigkeit, ein treues Gedächtnis für alle erwiesenen Wohltaten und fröhliche, angenehme Manieren im Umgange. Auf seinem Krankenlager in Italien hatte er in rührenden Versen, die sich in seinem Nachlasse befanden, seine traurige Lage besungen und um Erlösung gefleht. Ein brennender Durst nach Kriegeruhm, durch den sich so viele seiner Vorfahren ausgezeichnet hatten, ließ auch ihn darnach streben. Darum war er, wie wir vernahmen, schon im 16. Altersjahre in die österreichische Reiterei eingetreten. Doch griffen die vielen Strapazen bei starkem Wachstum seine Gesundheit dermaßen an, daß er im schönsten Lebensalter den Seinen entrißen wurde. Aber auch auf dem Krankenbette erwies er sich als Offizier, indem er dem Tod mit männlicher Fassung und größter Gelassenheit entgegensah. Ganz besonders empfahl er noch seine Mutter dem Schutze des Onkels, der ihm versprechen mußte, daß er sie nie verlassen wolle. Und als dies geschehen war, versicherte er, daß er nun ruhig und zufrieden sterbe. Der Schmerz Sophies über den Verlust des einzigen Sohnes war groß, doch tröstete sie der Gedanke, daß es ihr wenigstens vergönnt gewesen sei, ihn während seiner letzten Stunden zu pflegen und ihm die Augen zu schließen.

In den Tagen vom 16. bis 19. Oktober 1813 war Napoleon von den Verbündeten bei Leipzig geschlagen worden, weshalb Frankreich

seine Truppen aus Deutschland und Holland zurückziehen mußte, worauf die Alliierten beschloßen, den Vormarsch gegen Paris anzutreten. Da die Gefahr bestand, daß ein Teil ihrer Truppen durch die Schweiz marschieren werde, beschloß die Tagsatzung einmütig, neutral zu bleiben und besetzte zur Durchführung dieses Vorsatzes die Rheingrenze. Mit dem Kommando über die eidgenössischen Truppen wurde Rudolf von Wattenwil betraut, der sein Hauptquartier eine Zeitlang nach Aarau verlegte. Da aber die Führer der siegreich vordringenden alliierten Heere die schweizerische Neutralität nicht anerkennen wollten und die verfügbaren Truppen nicht imstande gewesen wären, einen gewaltsamen Durchmarsch zu verhindern, erteilte die Tagsatzung dem österreichisch-russischen Heere die Erlaubnis dazu. Infolge dessen knarrten seit dem 22. Dezember Tag und Nacht die vom Rhein ins Land führenden Straßen unter der Last der zurückgehenden Wagenkolonnen und Geschütze. Ihnen folgten auf dem Fuße die österreichisch-russischen Truppen. Auch Wildegg erhielt Einquartierung, darunter den General von Rotkirch und mehrere andere höhere Offiziere; ihre angenehmen Umgangsformen machten den unerwarteten Besuch erträglich. Da Bern in der Person des Generals von Wattenwil seinen höchsten Offizier der Eidgenossenschaft zur Verfügung gestellt hatte, betraute es mit dem Kommando über seine eigenen Truppen am 3. November Rudolf Emanuel Effinger in Kiesen. So ehrenvoll dieser Auftrag war, stellte er an den Oberamtmann und Familienvater so große Anforderungen, daß sie eine Ablehnung wohl entschuldigt hätten. Aber sein Ehrgefühl und die Liebe zum Vaterlande ließen alle anderen Rücksichten zurücktreten. Er erledigte sich seiner Aufgabe zur Zufriedenheit der Regierung, obschon Empfang und Unterhandlungen mit den österreichischen Militärbehörden, womit man ihn betraut hatte, hohe Anforderungen stellten.

Gottlieb May in Büren kommandierte ein Bataillon zu Klein-Basel, weshalb seine Frau mit den Kindern nach Wildegg übersiedelte. Ludwig Albrecht war während dieser Zeit schwer leberleidend.

Der Durchzug der fremden Heere dauerte von Weihnachten bis Neujahr. Leider brachte er Seuchen für Menschen und Tiere mit ins Land, die viel Elend verursachten.

Am 12. Januar 1814 wurde Rudolf Emanuel, wohl in Anerkennung seiner Verdienste um den Staat, zum „Mitgliede der Räte und Bürger“ in Bern gewählt.

Da sich Ludwig Albrecht fortwährend unwohl fühlte, verordneten ihm die Ärzte eine Luftveränderung. Man wählte als Reiseziel das milde Lugano, wobei Schwester Sophie und ihre Pflegetochter Adele Gatschet sich als Gefährtinnen anschlossen. Der Weg über den Gott- hard bot zwar unbekannte und viel bewunderte Naturgenüsse, infolge der frühen Jahreszeit aber auch Strapazen während kalten, stürmischen Tagen. Wie es scheint, schnallte sich die kleine Gesellschaft schon nach kurzem Aufenthalte an den sonnigen Ufern des See's die Wanderschuhe wieder an. Die Reise führte nach einem kurzen Besuche der in paradiesischer Pracht träumenden Borromäischen Inseln über die neu erbaute Simplonstrasse nach Brig, von da über den rauhen Gemmipass nach Bern und zurück auf die Burg der Väter. Sie brachte leider dem Patienten nicht die erhoffte Genesung, sondern verschlimmerte vielmehr seinen Zustand, weshalb seine Schwester ihn bat, sich der Kunst der berühmten Ärzte Jurine und Buttini in Genf anzuvertrauen. Diesmal durfte der junge Nefte Albrecht in Kiesen den Onkel begleiten. Der Erfolg der verordneten Mittel ließ nicht lange auf sich warten. Auf seiner Rückreise stattete der Genesene dem ihm schon von früher her bekannten Dichter August Wilhelm Schlegel, welcher als Gast der Frau von Staël auf Schloß Coppet weilte, einen Besuch ab.

Mit Schluß des Jahres lief der zweite Pachtvertrag von Wildegg mit dem Bruder Sigmund ab. Er hatte den Ausfall an Einkünften des ersten reichlich gedeckt und sogar einen Überschuß von 3600 Schweizerfranken gebracht. Doch dachte Ludwig Albrecht nicht daran, diesen Gewinn für sich zu behalten, sondern stellte ihn seinem Bruder zur Verfügung, der ihn nach einigem Widerstreben dankbar entgegennahm und damit gleichzeitig auch wieder sein Besitztum. Allein nur zu bald raubten ihm die Sorgen um dessen Bewirtschaftung den Schlaf und er ließ darum durch seine Gattin den Bruder anfragen, ob er nicht geneigt wäre, mit ihm in ein neues Pachtverhältnis einzutreten. Ludwig Albrecht kam dieses Anerbieten, wenn auch wahrscheinlich nicht ganz unerwartet, so doch nicht ganz gelegen, da er bereits damit beschäftigt war, sich auf seiner und der Schwester Besitzung Pfyn dauernd einzurichten. Er trat auch nur unter der Bedingung darauf ein, daß ihm der Bruder Wildegg entweder in lebenslängliche Pacht gebe oder es ihm zu einem angemessenen Preise verkaufe. Denn er hatte das 40^{te} Altersjahr überschritten und wünschte darum für den Rest seines Lebens eine bleibende Wohnstätte. Nach acht Tagen Bedenkzeit entschloß sich Sigmund für

den Verkauf. Der Vertrag wurde unterm 4. November 1814 um die Summe von 130 000 Schweizerfranken abgeschlossen. Er umfaßte Sigmunds sämtliches Eigentum in Wildegg, bestehend in Liegenschaften, Zehnten, Grundzinsen, sowie der Fahrhabe, sodaß dadurch der ganze Schloßbesitz wieder in einer Hand vereinigt wurde. Das zum Schloßgute gehörende Land bestand damals aus 42 Jucharten Mattland, 119¹/₂ Jucharten Acker- und Rebland, 100 Jucharten Wald, zusammen 261¹/₂ Jucharten; dazu kam noch das Schachenland. Um diesen Kauf zu ermöglichen, übernahm Sophie am 11. November von ihrem Bruder seinen Anteil an dem Gute zu Pfyn, wobei dieser 5000 Franken einbüßte, da man seither die Erfahrung gemacht hatte, daß der Kaufpreis im Verhältnis zum Ertrag doch zu hoch gewesen war und er seine Schwester in keiner Weise übervorteilen wollte.

t) Ludwig Albrecht als Eigentümer von Wildegg
(1815—1830).

Mit 1. Januar 1815 trat Ludwig Albrecht sein neues Besitztum an. Sein erstes Geschäft war die Erneuerung des Pachtvertrages mit dem Ziegler Hans Jakob Simmen bis zum 31. Dezember 1821; nach Verlauf dieser Pachtzeit wurde er bis 31. Dezember 1827 erneuert.

Das Jahr nahm keinen guten Anfang, denn am 19. April zerstörte ein starker Reif die schönen, auf eine reiche Wein- und Obsternte gesetzten Hoffnungen gänzlich, was den neuen Schloßherrschaft mit großer Sorge erfüllte.

Auf dem Welttheater hatten in den letzten Monaten die Szenen mit erschreckender Raschheit gewechselt. Am 31. März 1814 waren die Heere der Verbündeten in Paris eingezogen, Napoleon und seine Familie des Thrones verlustig erklärt und der Kaiser auf die Insel Elba verbannt worden, wo er am 4. Mai anlangte. Darauf waren die Bourbonen zurückgekehrt. Ludwigs XVI. Bruder hatte als Ludwig XVIII. den Thron bestiegen, dem Lande eine neue Verfassung gegeben und am 30. Mai mit den Feinden den Frieden von Paris geschlossen. Darauf tagte seit dem September der Wiener Kongreß, um die völlig zerrütteten Verhältnisse Europas wieder zu ordnen. Aber während die Mitglieder dieser erlauchten Gesellschaft sich mehr vergnügten als arbeiteten, wie es im Volksmunde hieß, befreite sich Napoleon aus seiner unfreiwilligen Haft, landete am 1. März 1815 bei Cannes und zog am 20. März in Paris ein. Seine Gegner wurden dadurch gezwungen,

nochmals zu rüsten, um des verhaßten Feindes Herr zu werden. Dafür traten seine bewährtesten Generale zu ihm über, worunter auch der Marschall Ney, der den Bruch des dem Könige Ludwig XVIII. gegebenen Wortes nach der hunderttägigen Regierung Napoleons noch am 7. Dezember desselben Jahres mit dem Tode büßte.

Der Eidgenossenschaft geboten die Verhältnisse, sich auf die Seite der Verbündeten zu stellen, weshalb die Tagsatzung am 30. Mai beschloß, mit einem Heere von 30 000 Mann die Westgrenze zu schützen. Den Oberbefehl erhielt der berühmte General Franz Niklaus Bachmann, unter dem der zum eidgenössischen Obersten ernannte Rudolf Emanuel Effinger eine Brigade kommandierte, während der Nefte Gottlieb May an der Spitze eines Bataillons bei Pruntrut stand. Da Rudolf seine Familie nicht allein in Kiesen lassen wollte, nahmen seine Gattin und die zwei jüngeren Kinder abwechselnd Aufenthalt bei ihren Verwandten in Bern, Lausanne und auf Wildegg, während das Gut an eine Frau Strecker aus Basel vermietet wurde. Für seinen älteren Sohn Albrecht, der damals 16 Jahre 4 Monate zählte, verwendete sich der Vater während des Aufmarsches der Truppen sofort um eine Offiziersstelle beim Stabe mit dem Versprechen, daß der angehende Krieger später als Artillerieoffizier ausgebildet werden solle. Dem Gesuche wurde entsprochen, doch durfte der junge Unterlieutenant erst ins Feld nachrücken, nachdem er den notwendigsten Unterricht im Reiten und Fechten erhalten und sich gehörig equipiert hatte. Während dieser Feldzug Vater und Sohn Effinger über die französische Grenze bis nach Ornans in der Franche-Comté und wohlbehalten wieder nach Hause führte,¹ befiel Gottlieb May in Pruntrut eine Unterleibsentzündung. Da eine Rettung unmöglich schien, führte man ihn zu den Seinen nach Büren, wo er, erst 40 Jahre alt, am 5. November 1815 den mannhaft ertragenen Schmerzen erlag. Wie uns Ludwig Albrecht mitteilt, verlor er in seinem Nefen einen seiner besten und liebsten Freunde, der als Familienvater und Beamter die wertvollsten Eigenschaften in sich vereinigte, wovon die allgemeine Trauer der Bevölkerung seines Amtssitzes sowie Aller, die ihn gekannt hatten, einen rührenden Beweis gab. Am härtesten aber traf dieser Schlag seine Gattin mit ihren drei unermöglichten Kindern und ihre Mutter Sophie von Erlach, die sich noch kaum von

¹ Das Familienarchiv bewahrt darüber interessante Briefe, namentlich von dem jungen Effinger.

dem Schmerze über den Tod ihres einzigen Sohnes erholt hatte. Um der ihres Gatten und Vaters beraubten Familie besser beistehen und der Tochter ihren Schmerz lindern zu können, nahmen sie Mutter und Onkel nach Wildegg. Dort verkürzten sich die beiden Frauen die langsam dahinschleichenden Tage der Trauer durch die Abfassung der kleinen Burgchronik, jener interessanten Beschreibung des Schlosses Wildegg mit all seinen Räumen, wie sie sich damals boten, der man auch beifügte, was alte Dienstboten und Bekannte aus früheren Zeiten zu erzählen wußten. Dem verstorbenen Gatten ließ die untröstliche Witwe in der Kirche zu Büren ein ehrendes Denkmahl setzen. Um die Erziehung ihrer drei Kinder besser leiten zu können, siedelte sie mit ihnen am Schlusse des Jahres nach Bern über.¹

Zu dieser Zeit erlitt die Familie abermals einen herben Verlust. Denn am hl. Abend verschied in Bern im 82. Lebensjahre der letzte noch lebende Bruder des Vaters, Franz Viktor, jener hervorragende bernische Staatsmann, dessen wir schon eingehend gedacht haben (S. 208 ff.).

Während des Sommers 1815 hatte im Bade Schinznach ein interessanter Nachbar Einzug gehalten. Es war der General Rapp. Er war im Argau kein Unbekannter. Wahrscheinlich machte sein Aufenthalt in dem berühmten Bade ihn mit dem benachbarten Schloßherrn auf Wildegg bekannt. Denn in einem Schreiben von 7. Oktober frug er diesen an, ob er ihm nicht in der Umgebung von Lenzburg eine Liegenschaft zu kaufen wisse, deren Verwaltung nicht allzugroße Mühe verursache, da er als Soldat wenig Kenntnisse in der Landwirtschaft besitze. Wildenstein würde ihm gefallen, wenn die argauische Regierung annehmbare Kaufbedingungen stelle, umsomehr, als es ihm Gelegenheit böte, die Vorzüge der Nachbarschaft Ludwig Albrechts zu genießen, die ihm sehr wertvoll seien.²

Rapp hatte zuletzt die Rheinarmee unter Napoleon kommandiert. Da er aber nicht wußte, wie die Bourbonen ihn behandeln würden, kaufte er das genannte Schloß am 21. Mai 1816 um 69323 Schweizerfranken, womit er sich eine Freistatt auf fremdem Boden sicherte. Als

¹ Es waren: Karl Albrecht Eduard, n. 21. April 1805, † 4. Juli 1891, 25. Mai 1832 vermählt mit Sophie Imhof, n. 1814, † 29. Nov. 1898. Rudolf Bartholome Alfred, n. 2. März 1808, † 19. Sept. 1875, 3. April 1834 vermählt mit Henriette Julie Wursterberger, n. 9. Sept. 1813, † 24. April 1883. Adelsheid Sophie Julie, n. 6. Juni 1809, † 11. Juli 1870, seit 1827 vermählt mit Rudolf Effinger, dem letzten Schloßherrn auf Wildegg und Vater Julius.

² Brief im Schloßarchiv.

Nachbar sah ihn Ludwig Albrecht oft, obwohl er sich eigentlich nie häuslich in Wildenstein niederließ. Nach den Aufzeichnungen unseres Wildegger Junkers zählte er damals etwa 40 Jahre, war forpulent, von mittlerer Statur, offenem und gutherzigem Gesichtsausdruck und frischroter Farbe. Obschon man ihm anmerkte, daß er mehr unter den Kameraden im Felde, als am Hofe gelebt hatte, verfügte er doch über höfliche Manieren. Tapfer und von ganzer Seele Soldat, war er mit Wunden bedeckt und erzählte gerne von seinen Feldzügen, am liebsten von denen in Ägypten und Rußland, von der Schlacht bei Austerlitz und der Verteidigung von Danzig, da er sich bei diesen Anlässen rühmlich ausgezeichnet hatte. Von dem Kaiser Napoleon sprach er immer mit höchster Verehrung und Dankbarkeit, obschon dieser ihn nur einmal durch ein Geschenk auszeichnete, dafür aber gleich mit einer Anweisung auf 1 200 000 Franken aus dem öffentlichen Schatze, die er sich auf der Stelle auszahlen ließ und mit dem eigenen Wagen selbst in die Wohnung brachte. Rapp machte kein Hehl daraus, daß er der Sohn eines Küfers von Colmar sei und ganz von unten herauf gedient habe, bis ihn dann zufolge seiner Tapferkeit General Desaix zu seinem Adjutanten machte. Nachdem dieser mit seinem Heldentode die Schlacht von Marengo zu Gunsten der Franzosen entschieden hatte, nahm Napoleon Rapp in gleicher Stellung zu sich. Am 1. August 1809 ernannte er ihn zum „Comte de l'empire“ und aus Dankbarkeit, daß er während der hundert Tage seiner Regierung zu ihm hielt, am 2. Juni 1815 zum „Pair de France“. Seine Befürchtungen, die Bourbonen könnten ihm deswegen zürnen, waren unbegründet, denn Ludwig XVIII. begnadigte ihn nicht nur, sondern bestätigte ihn am 5. März 1819 in seinen Würden. Dies machte ihm möglich, noch im gleichen Jahre Wildenstein wieder zu verkaufen¹ und mit seiner jungen, hübschen Frau, einer geborenen von Rottberg, auf Wunsch seiner Schwiegereltern das Gut Rheinweiler bei Basel zu übernehmen.

Für Ludwig Albrecht waren die Ergebnisse des ersten Jahres als Eigentümer der väterlichen Besitzung keine erfreulichen, denn ihr Ertrag belief sich nur auf 19 270 Bern-Pfund gegenüber 26 030 im vergangenen. Das mahnte zu größter Vorsicht im Haushalte.

Mit dem Jahre 1815 hatte die Amtsdauer Rudolf Emanuels als Oberamtmann in Konolfingen ihr Ende erreicht. Er mußte deshalb

¹ Vgl. J. J. Huber, Das Schloß Wildenstein im Aargau, Brugg 1894, S. 49 ff.

darauf Bedacht nehmen, seiner Familie durch eine neue Staatsstelle einen standesgemäßen Unterhalt zu sichern. Diesem Bedürfnis war der Besitz von Kiesen eher hinderlich. Als sich darum in der baierischen Gräfin von Montgelas eine Liebhaberin dafür zeigte, der man die Besitzung um 140000 Pfund erlassen wollte, hätte man es gerne gesehen, wenn der Kauf sofort zustande gekommen wäre. Denn man fürchtete nicht mit Unrecht, es könnte sich der erste günstige Eindruck, den das Gut auf sie gemacht hatte, wieder verflüchtigen. Obgleich Rosina Karolina diesen Landsitz über alles liebte, war sie doch bereit, ihrem Manne das Opfer zu bringen, da sie wohl einsah, daß sie deswegen seine künftige Laufbahn nicht hindern dürfe. Denn gerade damals eröffneten sich ihm neue Aussichten, da Bern als Ersatz für die Waadt und den Argau durch den Wiener Kongreß im Jahre 1815 mit dem Bistum Basel entschädigt worden war. Von den neu gegründeten Amtsbezirken hofften Rudolf Emanuel und sein Freund Wurstemberger die beiden zu Delsberg und Courtelary zu erhalten. Dieser Wunsch ging zwar nicht in Erfüllung, dafür aber wurde Rudolf mit Beginn des Jahres 1816 in den Kleinen, Sigmund in den Großen Rat des Kantons Bern gewählt. Dieses neue, ehrenvolle Amt fesselte ersteren ständig an Bern, und da er seine Familie nicht dauernd missen wollte, wurde Kiesen, da ein Verkauf, wie man gehaut hatte, nicht zustande kam, abermals und zwar um 1600 Schweizerfranken an den Holländer H. van der Houven vermietet.

Für Ludwig Albrechts Gutswirtschaft fiel auch dieses Jahr recht ungünstig aus. Zwar gelang es ihm, den Kernenberg neuerdings an Samuel Fischer von Meisterschwanden um 6000 Schweizerfranken zu verkaufen, wogegen er 7 Jucharten, unfern dem Hard gelegen, um 2200 Franken erwarb. Dafür mußte er die alte, baufällig gewordene Ziegelhütte abbrechen und mit einem Kostenaufwande von 2500 Franken neu aufbauen lassen. Aber auch sonst erforderten Gebäude und Straßen mannigfache Verbesserungen, da Sigmund zu diesem Zwecke wenig Mittel bewilligt hatte, sodaß dem neuen Schloßherrn im Verlaufe weniger Jahre dafür eine Ausgabe von 41000 Schweizerfranken erwuchs. Mit Sorge mochte er auch dem Jahresertrage entgegensehen, denn die Witterung war anhaltend naß, und nur zu bald zeigten sich die Vorboten einer kommenden Teuerung. Der Preis für ein Malter Korn stieg auf 60 Gulden, für ein Brot auf 18 Kreuzer, für ein Viertel Kartoffeln auf 40 Bazen, für ein Pfund Butter auf 10 Bazen, für ein

Pfund Rindfleisch auf 4 Franken und für die Maß Wein auf 15 Bazen. Am 29. Oktober war noch keine genießbare Traube in den Rebbergen zu finden. Schon vernahm man, daß da und dort Leute vor Hunger starben. Trotzdem ließ Ludwig Albrecht den Mut nicht sinken. Vielmehr schrieb er damals, daß, wenn er des Morgens oder bei Sonnenuntergang auf der Terasse sein Pfeifchen schmauchend auf- und abgehe, sich seine Gedanken oft mit den unerwarteten Schicksalen der Menschen und ihrer Leitung durch eine höhere Hand beschäftigen, die ihn vom Krieger zum Zivilbeamten und schließlich zum Landwirte gemacht habe. Dann preise er Gottes Güte aus vollem Herzen, durch die ihm so Vieles geschenkt und ihm als Eigentum der schönste Punkt in einem anmutigen Gelände zugewendet worden sei.

War das Jahr 1816 ein bis an die Tore der Hungersnot unfruchtbares gewesen, so öffnete sie das folgende und beraubte dazu die familie Effinger wieder einiger ihrer teuersten Angehörigen und Freunde.

Am 10. März 1817 starb in Winterthur Dr. Zwingli, ein ehemaliger Regimentskamerad des Schloßherrn, dem er seine freundschaft mit großer Anhänglichkeit bewahrt hatte, und bei dem er sein Absteigequartier nahm, wenn ihn während der letzten Jahre häufigere Reisen nach Pfyn führten.

Am 13. März folgte ihm zu Bern im 48. Lebensjahre Emanuel von Wattenwil, ein alter Waffenkamerad und politischer Freund Ludwig Albrechts, an dessen Krankenbett er als Gehülfe der Gattin bis zu dessen Ende verweilte. Dem kalten Blute und hellen Verstande des Verstorbenen schrieb er es zu, daß Bern 1798 von den Franzosen nicht geplündert worden war.¹

Am schwersten aber traf nicht nur die eigene familie, sondern auch die Verwandten und Alle, welche das Glück gehabt hatten, mit ihr zu verkehren, am 22. Mai der Hinschied von Frau Rosina Karolina. Er erfolgte nach sehr kurzem Krankenlager infolge eines Leberleidens, dem damals viele Menschen erlagen. An ihrem Grabe standen mit ihrem Gemahl ihr Bruder, der Schultheiß Friedrich Niklaus von Mülinen, sowie ihre Schwäger Sigmund und Ludwig Albrecht. Wie letzterer schreibt, war es schwer zu sagen, welcher von ihnen am meisten Tränen vergoß bei dem Hinschiede dieses Engels. Die frühere Schilderung der Vorzüge dieser durch Güte, Liebenswürdigkeit und Schönheit

¹ Über ihn vgl. Schweiz. Geschlechterbuch, Bd. III, S. 490.

gleich hervorragenden Frau (S. 281) macht es überflüssig, ihrer beim Hinschiede nochmals zu gedenken.

Am 18. Juli traf dann von Vivis die Nachricht vom Tode des Ludwig May von Schöffland, Besitzer der ehemaligen Herrschaft Perroir, ein. Er war ein Bruder des verstorbenen Gottlieb und von allen Menschen geliebt und hoch geachtet. Seine dauerhafte Konstitution, sein mäßiges Leben und seine herkulische Kraft schienen ihm ein hohes Alter zu sichern. Dennoch endete seine Laufbahn mit dem 47. Lebensjahre. Er hinterließ als Witwe Louise Elisabeth von Blonay. Seine Popularität im Argau war so groß gewesen, daß er im Jahre 1802 von allen Seiten zum Oberbefehlshaber begehrt wurde und es ihm, wie Ludwig Albrecht schreibt, ein Leichtes gewesen wäre, diesen Landesteil wieder an Bern zu bringen. Als dann im Jahre 1803 der Argau zu einem selbständigen Kanton erhoben wurde, wählten ihn 28 Kreise am gleichen Tage zu ihrem Vertreter, und er gehörte darauf auch der Regierung des Kantons an bis zu seiner Verheirathung und Übersiedlung in die Waadt im Jahre 1806.

Da im Jahre 1817 die nasse Witterung anhielt, sodaß alle Feldfrüchte verfaulten, stiegen die Preise für die Lebensmittel abermals. Ebenso mißriet der Wein wieder gänzlich. Trotzdem erwarb Ludwig Albrecht 4 Jucharten im mittleren und oberen Rain um 2894 Franken und er vermochte sogar den Gesamtertrag des Gutes auf 20353 Pfund zu steigern.

Freundlicher gestaltete sich die Lage erst mit dem Jahre 1818 und es schien, als wollte es die Schäden wieder gutmachen, welche seine beiden Vorgänger den Menschen gebracht hatten. Alles gedieh über Erwarten gut, weshalb auch die Preise für die Lebensmittel im Herbst wieder auf den Stand vor den beiden Fehl Jahren herabsanken. Immerhin war in den Gutswirtschaften zu Wildegg und Pfyn mancher Schaden auszubessern, weshalb Ludwig Albrecht als Berater seiner Schwester mehrere Wochen in ihrer Besizung verweilte.

Die schönen Sommermonate benutzten die Geschwister mit dem jungen Neffen Rudolf zu einer kleinen Reise ins Berner Oberland, wobei alle zum ersten Male zu Pferd über die kleine Scheidegg ritten und dadurch die damals noch so seltene Gelegenheit fanden, die Jungfrau Gruppe aus der Nähe zu bewundern.

Darauf eilten Ludwig Albrecht und Sophie nach der Petersinsel im Bielersee, wo die an Schwindsucht erkrankte Witwe von Gottlieb

May Heilung suchte. Leider waren alle aufgewendeten Mittel umsonst, umso mehr, als auch die Schwermut, welche sie seit dem Tode ihres Gemahls beherrschte, einer Genesung nachteilig entgegenwirkte. Infolge dessen folgte sie schon am 27. Dezember im 31. Lebensjahre ihrem Gatten und hinterließ ihrer untröstlichen Mutter Sophie, die in kurzer Zeit beide Kinder verloren hatte, drei Waisen. Ludwig Albrecht schildert sie als eine Frau von viel musikalischem Talent, ausgezeichnet durch Schönheit und eine gesunde Natur, sowie von Charaktereigenschaften, die alle Gewähr geboten hätten, ihre familie glücklich zu machen. Dazu gesellten sich ein reichliches Einkommen und erfreuliche Aussichten für die Zukunft. Leider nahm ihr der Tod des Gatten jede Energie, sodaß sie schwer zu bewegen war, ihr Zimmer zu verlassen. Nach ihrem Hinschiede wurden die beiden Söhne nach Hofwil in das bekannte Fellenberg'sche Institut gebracht, während die Großmutter das Töchterchen Juliette, ein sehr intelligentes Mädchen, nach Wildegg zu sich nahm und ihm eine eigene Erzieherin gab. Damals mochte es wohl kaum geahnt haben, daß es hier einst Schloßherrin werde.

Auch in diesem Jahre kaufte Ludwig Albrecht wieder für 2487 Franken Schachen- und Rebland. Dazu fiel er auf die originelle Idee, für den in Einsiedeln noch lebenden Seitenzweig seines Geschlechtes, mit dessen Angehörigen, wie wir hörten, er schon in jungen Jahren, angeregt durch genealogische Studien, Verbindungen angeknüpft hatte, ebenfalls eine Familienkiste zu stiften mit einem Grundkapital von 50 Louis d'or oder 500 Gulden Zürcher Währung.¹

Im Verlaufe des Sommers 1819 hatte Ludwig Albrecht mehrere Male den Besuch des russischen Grafen Gregor Orloff,² der mit seiner kranken Gemahlin im Bad Schinznach weilte. Er schildert ihn als einen großen, schönen Mann, der ein bedeutendes Vermögen und viele Fähigkeiten besaß, was ihn aber die traurigen politischen Zustände seines Vaterlandes nicht vergessen ließ. „Ich habe kein Vaterland“, soll

¹ Über diesen Zweig der Effinger vgl. Georg von Effinger, eine Selbstbiographie, verfaßt von Idephons Fuchs, St. Gallen, Huber & Co., 1814. Genealogische Studien Ludwig Albrechts und sein Briefwechsel mit zwei zeitgenössischen Einsiedler-Effingern befinden sich im Schloßarchiv. Die Kiste besteht bis heute, doch ist auch dieser Zweig im Mannesstamme ausgestorben.

² Graf Gregor Wladimirowitsch Orloff, geb. 1777, † 4. Juli 1826 in Petersburg, lebte meist in Paris und Italien und schrieb „Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples“ und „Voyage dans une partie de la France“.

er gesagt haben; „denn da, wo der Herrscher uns jeden Augenblick vom General en chef zum gemeinen Soldaten degradieren und nach Sibirien senden oder den Kopf vor die Füße legen kann, ohne den geringsten Grund dafür anzugeben, da gibt es kein Vaterland“. Ludwig Albrecht glaubte darum auch, daß sein Tod im Zusammenhange mit der Revolte bei der Tronbesteigung des Kaisers Niklaus gestanden habe. Während Orloffs Aufenthalt in Schinznach besuchte ihn der berühmte preußische Minister Freiherr von Stein während dreier Tage, wovon unser Schloßherr leider zu spät Kenntniss erhielt, da er sonst nicht veräußt hätte, sich um dessen Bekanntschaft zu bemühen.

Nach dem Tode der Gattin Rudolf Emanuels war seine familie nie mehr dauernd vereinigt. Albrecht wurde zur Vollendung seiner Studien an die Universitäten Göttingen und Berlin geschickt, die er schon früher besucht hatte, worauf er zu seiner Belehrung Reisen in Holland, Deutschland, Schlesien, Böhmen und Österreich unternehmen durfte. Da dem Vater die Ausgaben für das Studium seines Sohnes zu schwer gefallen wären, wurden sie von den beiden Onkeln bestritten. Rudolf kam zur Erziehung eine Zeitlang nach Gottstatt und darauf nach Thun. Die Ferien durfte er auf Wildegg verleben und mit seinem Onkel im Sommer eine kleine Reise nach der Urschweiz, dem Rigi, dem oberen Zürichsee und dem Bade Pfäfers unternehmen, wo letzterer zum Kuraufenthalte verblieb. Wie er schreibt, war damals der Weg zur Quelle zum Teil noch sehr „grausenhafte“ und nur schwindelfreien Personen anzuraten. Die jüngere Schwester brachte man zu ihrer Ausbildung nach Lausanne. Für die Kinder war das jeweilige kurze Zusammenleben mit ihrem Vater stets ein großes Fest. Auch Sophie von Erlach machte mit ihren Großkindern eine kleine Reise nach dem neuen bernischen Kantonsteil. Wie sie schreibt, war der Tausch der schönen Gelände der Waadt und des Argais gegen diese unwirtlichen und armen Juragegenden für Bern ein sehr schlechter.

In diesem Jahre starb von dem Dienstpersonal ein altes Ehepaar, das schon unter dem Großvater, Vater und Bruder der familie treu gedient hatte. Es waren Johannes Wütherich von Eggwil, „der alte Tschuggis“, der 93 Jahre zählte, von denen er 76 im Dienste der familie Effinger zugebracht, und seine frau, die Marey, die ihm während 63 Jahren beigeftanden hatte.³

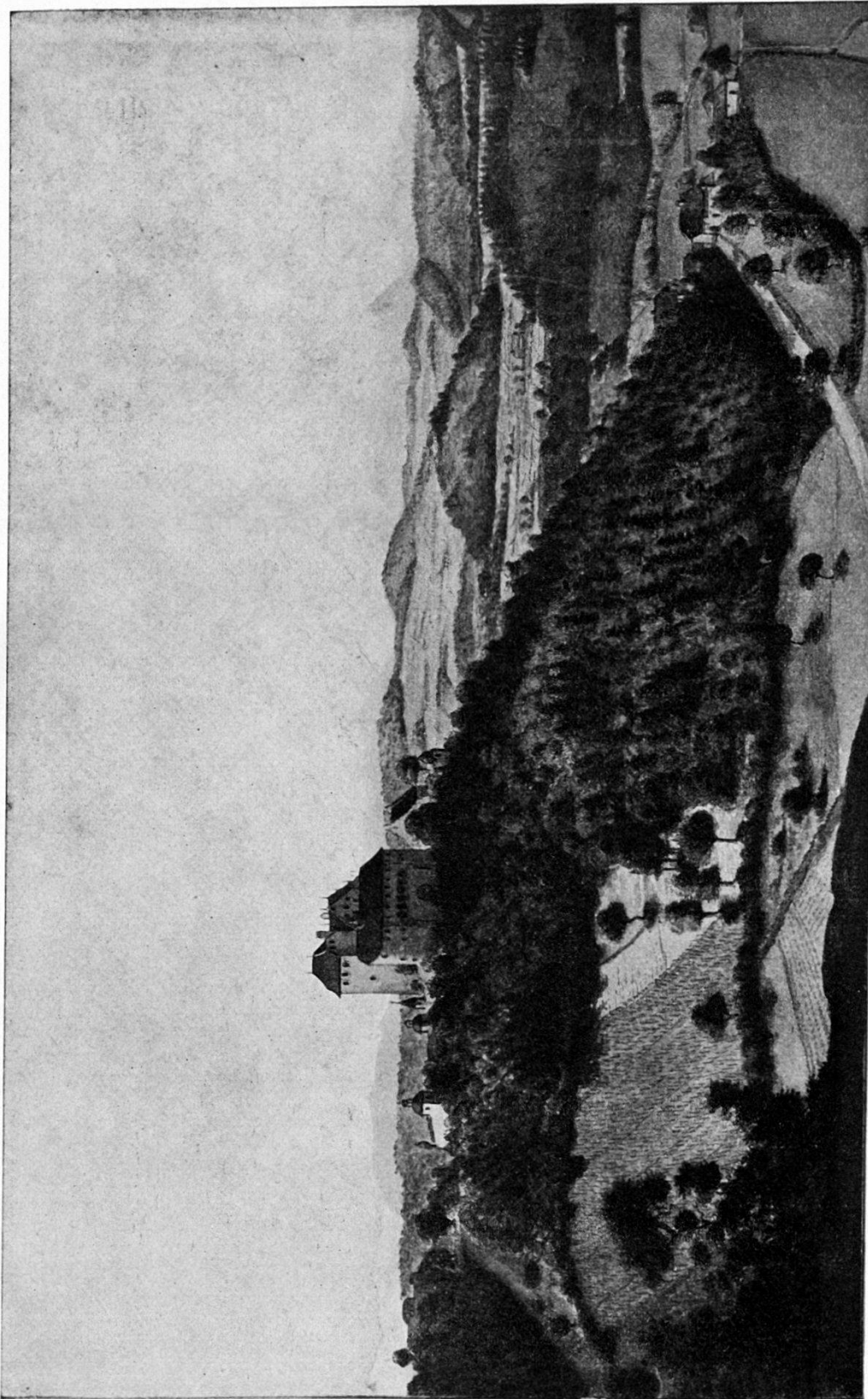
¹ Vgl. S. 203, wo die Zahlen etwas anders angegeben werden, eine Ungenauigkeit, wie solche in den Effingerschen Aufzeichnungen oft vorkommen.

Ludwig Albrecht, der von General Rapp 51 Jucharten Land im Wildensteiner Schachen um 6000 franken, sowie 2 Jucharten der Kernengretmatte um 1700 franken und 3 Vierlig Rebland im Mörker Twing um 600 franken erworben hatte, verkaufte den 4 Jucharten haltenden Hornizopf um 6000 franken an Friedrich Laue in Wildegg und vermietete 5 Jucharten des sog. Sellenackers auf sechs Jahre an Adolf Laue. Besonders günstig fiel die Weinlese aus. Sie begann am 5. Oktober und ergab 10750 Maß oder 376 Bücki.

Die Landverpachtungen wurden auch in den zwei nächsten Jahren fortgesetzt. Ein Überschlag über die Rendite der Schloßwirtschaft während der Jahre 1803—1823 zeigte, daß die Totalerinnahmen während dieser Zeit sich auf 227 725 franken, die Totalausgaben auf 146 936 franken beliefen, wonach als Reinerinnahmen nur 80 789 franken verblieben, was einem jährlichen Durchschnittsertrage von 4039 franken gleichkam, sodaß sich das Kapital nur zu 2 % verzinste. Ludwig Albrecht schreibt diesen geringen Nutzungswert der außerordentlichen Wohlfeilheit des Getreides zu, was ihn veranlaßte, den Getreidebau auf seinen Gütern zu Gunsten des Wein- und Wiesenbaues einzuschränken.

Infolge dieser Umstände war es dem Schloßherrn nicht mehr möglich geworden, die aus der Nutzung der Gutswirtschaft erwachsenden Zinsen aufzubringen, und er sah sich daher gezwungen, seine Kapitalien anzugreifen. Um diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen, hob er die Haushaltungen sowohl im Schlosse als im Bauernhause, die bisher auf seine eigene Rechnung geführt worden waren, auf, letztere durch Verpachtung des sog. Küherlehens. Infolgedessen zog im Bauernhause ein Senn oder Küher ein, dem dürres und grünes Futter verzeigt und zugemessen wurde, da der Schloßherr sein eigenes Vieh verkauft hatte. Den nicht verpachteten Teil der Güter, sowie den Weinbau und die Ziegelfabrikation hatte der Schaffner zu besorgen. Ihm wurden auch die Keller und Kornböden übergeben und aufgetragen, über die Waldungen, die Gebäude und die Auenwehren zu wachen. Der Unterhalt der letztern verschlang jährlich bedeutende Summen.

Mit dem Bruder wurde Schwester Sophie durch die Verhältnisse gezwungen, ihren Haushalt in Wildegg aufzugeben, weshalb sie im Frühjahr 1821 mit ihrer Großtochter und deren Erzieherin nach Pfyn zog, wo auch Ludwig Albrecht während eines großen Teiles des Jahres



Ansicht des Schlosses Wildegg von Norden.
Aquarell aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts.

verweilte, um den landwirtschaftlichen Betrieb zu leiten, da seine Anwesenheit auf Wildegg nur noch zur Kontrolle notwendig war.

In dem während zehn Tagen des Monats August im Jahre 1820 veranstalteten eidgenössischen Übungslager in Wohlen unter dem Oberbefehl des Obersten Guiger de Prangins, zu dem Zürich, Bern, Luzern, Uri, Basel und der Argau Truppenkontingente, zusammen etwa 3600 Mann, stellten, hatte Rudolf Emanuel die erste Brigade kommandiert und seine Aufgabe so gut gelöst, daß ihm die Tagsatzung dafür ihren besonderen Dank aussprach.

In Pfyn versammelte Sophie bald einen Kreis von Freunden und Bekannten um sich, dem namentlich die in der Umgebung wohnenden aristokratischen Gutsbesitzer angehörten, aber auch Staatsmänner und Vertreter der Wissenschaft. Andererseits knüpfte die Gräfin von St. Leu, die Gemahlin des ehemaligen Königs Ludwig von Holland und Stieftochter Napoleons I., welche damals als „Madame Hortense“, wie sie der Volksmund nannte, auf Arenenberg wohnte, engere Beziehungen mit unserem Geschwisterpaare an, da ihr Gatte schon 1813 von Schinznach aus auf Wildegg verkehrt hatte (S. 299) und sie zudem besonders darüber erfreut war, hier Leute zu treffen, die ihre Mutter und das Pariserleben kannten. Das führte zu einem intimen Verkehr und zum Austausch von allerlei Andenken. Das wertvollste darunter war für Sophie das Bildnis der früheren Königin, welches sie eigenhändig nach einer Miniatur von Osabey kopiert hatte.¹ Mit der Erbkönigin wohnten ihr Sohn Karl Ludwig, der seit dem Tode seines Bruders Ludwig, Großherzog v. Berg und Cleve († 1831), Louis Napoleon genannt wurde, der spätere Kaiser der Franzosen, sowie die Hofdamen v. Courtin²

¹ für ein Gegengeschenk schweizerischen Ursprungs dankt Hortense am 19. Juli 1821 Ludwig Albrecht von Baden aus, wo sie zur Kur weilte, wobei sie ihn zum Besuche einlädt, wenn der Weg ihn dahin führe. Brief im Schloßarchiv.

² Sie kam in Konstanz als Hofdame zu ihr. Ihre Lieblingsgefährtin war ein frl. Cochelet, deren Memoiren bis zur Übersiedelung Hortensens nach Augsburg eine Hauptquelle für die Lebensschicksale der unglücklichen Königin bilden. frl. Cochelet heiratete den Obersten Parquin auf dem Wolfsberg. Ihre Beziehungen zu Hortense scheinen sich später getrübt zu haben, denn in einem Gespräche vom 27. Juli 1824 äußerte sie sich Ludwig Albrecht gegenüber (vgl. S. 324 ff.), Madame Parquin geb Cochelet habe sich in ihre Freundschaft gedrängt und sei ihr „ihres unbescheidenen und etwas intriganten Wesens halber etwas lästig geworden“. Man wird darum ihre Memoiren mit Vorsicht benutzen müssen. Sie starb am 8. Mai 1835.

und v. Mollenbeck¹ und der Abbé Bertrand² auf Arenenberg. Dort trafen die Wildegger als vorübergehende Gäste auch den ehemaligen Vizekönig von Italien, Eugen Beauharnais († 1824 als Herzog von Leuchtenberg), den Bruder Hortensens, mit seiner Gemahlin, der Prinzessin Amalie Auguste von Bayern, sodann die Großherzogin Stephanie von Baden († 1860), Adoptivtochter Napoleons I., die Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen u. a. Hortense zeichnete sich als Hauswirtin durch Liebenswürdigkeit, Anmut und Güte aus, sowie durch ihre Begabung für die Dichtkunst, die Malerei und die Musik. Über diese ganze kleine Hofgesellschaft weiß Sophie in ihren Aufzeichnungen sehr anziehend zu berichten.³

Da man in der Westschweiz der Königin einen Aufenthalt verweigerte, wandte sie sich nach Konstanz, wo sie am 5. Dezember 1815 eintraf und im Gasthose zum Goldenen Adler Wohnsitz nahm. Seit dem 4. Januar 1816 mietete sie das Haus einer Frau Zumstein, das einige Zeit als Fabrik benutzt worden war. Auf Ausflügen an den Untersee lernte sie Arenenberg (eigentlich Narrenberg, vgl. Meyer, S. 254 ff.) kennen, das sie am 10. Februar 1817 von Baron Streng um 30 000 Gl. ankauft und in der Folge gänzlich umbauen ließ, nachdem sie zuvor die Bewilligung der Regierung des Kt. Thurgau erhalten hatte. Allein nun erfolgte Eidgenössisches Aufsehen und der Kauf sollte rückgängig gemacht werden. Die Regierung des Kt. Thurgau ging darauf nicht ein, bat aber Hortense, ihren Wohnsitz noch nicht nach ihrer Besitzung zu verlegen. Sie siedelte darum am 6. Mai 1817 nach Augsburg über, wo der Prinz die St. Annenschule besuchte. Nach den Effinger'schen Aufzeichnungen bestand dieses Verbot 1821 nicht mehr.

Inzwischen war Albrecht nach glücklicher Beendigung seiner Studien nach Hause zurückgekehrt und zum Sekretär der akademischen Kuratel zu Bern gewählt worden, sein Vater Rudolf Emanuel zum

¹ Über dieses durch Schönheit und Talente ausgezeichnete junge Mädchen vgl. Meyer, S. 251 u. 268 (s. Anmerkung 3).

² Er war der erste Erzieher des jungen Prinzen Karl Ludwig.

³ Dr. Johannes Meyer hat in seinem Buche „Die früheren Besitzer von Arenenberg“ (Verlag von Huber & Cie. in Frauenfeld) der Königin Hortense und ihrer Umgebung ein anmutiges Denkmal gesetzt. Die nachfolgenden Aufzeichnungen der Geschwister Effinger ergänzen und erweitern dessen Ausführungen in wesentlichen Punkten. Wir zitieren Meyers Buch nach der II. Auflage von 1908.

Oberamtmann in Wangen. Da der Pächter von Kiesen nach zweijährigem Aufenthalte das Gut verlassen hatte, stand es leer, was für seinen Besitzer einen unangenehmen Ausfall an Einkünften bedeutete.

Als der junge Rudolf Anfang Sommer zu Onkel und Tante in die Ferien nach Pfyn reisen durfte, wurde auch er Madame Hortense vorgestellt, und als sie vernahm, daß er zeichne, zeigte sie ihm ihre Sammlung von Portraits, die sie alle aus dem Gedächtnisse von französischen und fremden Berühmtheiten angefertigt hatte, und die, wie Ludwig Albrecht schreibt, soweit er sie persönlich kannte, recht gut getroffen waren. Als sie dann noch weiter vernahm, daß Rudolf auch ein großer Freund der Musik sei, setzte sie sich in liebenswürdiger Weise an's Klavier und bezauberte den Jüngling durch den Vortrag einiger Romanzen.

Da Ludwig Albrecht eigentlich nirgends mehr zuhause war, so entschloß er sich wieder zu einer längeren Reise nach Deutschland und Frankreich, um seinem Neffen Rudolf diese Länder zu zeigen, damit er in seiner Erziehung gegenüber seinem Bruder Albrecht nicht gar zu sehr verkürzt werde. In Stuttgart besuchte man u. a. den bekannten Dichter Mathisson und in Hohenheim die berühmte landwirtschaftliche Schule. In Baden-Baden wurden sie ganz besonders liebenswürdig durch den ihnen von Arenenberg her bekannten Prinzen Eugen, sowie den Grafen und die Gräfin Benkendorf empfangen. Die Weiterreise ging über Straßburg nach Lyon, wo der Onkel seinen jungen Begleiter nach der Heimat entließ, während er selbst über Fontainebleau nach Paris reiste. Hier traf er mit seinem Bruder Sigmund, dessen Gattin und dem älteren Neffen Albrecht zusammen und verbrachte mit ihnen sechs Wochen. Während dieses Aufenthaltes hatte er auch verschiedene Male Gelegenheit, den Fürsten Orloff¹ zu sprechen, der ihn dem Grafen Rostopschin², dem Befreier von Moskau, vorstellte. Vor der Heimreise machte er noch einen kurzen Abstecher an das Meer nach Le Havre,

¹ Graf Grigorij Wladimirowitsch Orloff, geb. 1777, lebte meist in Paris und Italien und war als Schriftsteller bekannt durch seine beiden Werke „Mémoires historiques, politiques et littéraires sur le royaume de Naples“ und „Voyage dans une partie de la France“. Er starb in Paris am 4. Juli 1826.

² Rostopschin, geb. 1765, war 1812 Generalgouverneur von Moskau und soll planmäßig die Verbrennung der Stadt zur Vertreibung der Franzosen angeordnet haben. Er begleitete 1814 Kaiser Alexander auf den Kongreß nach Wien, fiel bald darauf in Ungnade und lebte darauf auf Reisen. 1825 kehrte er nach Moskau zurück und starb dort im folgenden Jahre.

wo ihn namentlich die großen Schiffe interessierten, und traf dann Ende September wieder bei seiner Schwester in Pfyn ein.¹

Von Paris brachte Ludwig Albrecht Madame Hortense einige neue Musikstücke von Rossini und anderen Komponisten, mit denen er sie hoch erfreute. Als Gegengeschenk übergab sie ihm eine Medaille mit ihrem Bildnis, indem sie sagte: „Hiemit stemple ich Sie zu meinem Ritter. Mögen Sie mich mit Wohlwollen da verteidigen, wo man mich mit Leidenschaft, Haß und Unverstand in Ihrer Gegenwart angreift.“ Als sie ihm Vorwürfe machte, warum er sie während ihrer Kur in Baden nicht besucht habe (vgl. S. 313, Anmerkung 1 u. Meyer, S. 271), erwiderte er, er habe kein Trauerbote von Napoleons Tod (5. Mai 1821) sein mögen. Darauf entgegnete sie: „Ich bin noch im Zweifel, ob ich seinen Tod beklagen oder mich dessen freuen soll. Für ihn war er in seiner Lage gewiß erwünscht. Dieser Mann erregte überhaupt in meinem Busen immer Zwiespalt. Einerseits liebte ich ihn als Wohltäter meiner Kinder, anderseits hatte er das Herz meiner geliebten Mutter gebrochen und darum haßte ich ihn.“² Dann erzählte sie ihm weiter, daß kürzlich ihr Bruder Eugen sie besucht habe, um ihr seinen zukünftigen Schwiegersohn, den Kronprinzen Oskar von Schweden vorzustellen. Dieser sei ein hübscher und angenehmer Mann, habe aber einen runden Rücken. Auch seine Mutter, die Königin, sei dagewesen, nicht aber die Braut, Eugens Tochter Josefina. Ludwig Albrecht schildert sie als eine junge Dame von ausgezeichneter Schönheit, voll Herzensgüte und von feiner Geistesbildung.

Noch vor Schluß des Jahres 1821 ließ Rudolf Emanuel seinen Bruder zu sich nach Bern kommen, um ihm eine Stelle im Großen Räte anzutragen, doch verzichtete dieser darauf zu Gunsten seines Vettters Ludwig von Erlach unter der Bedingung, daß dieser später seinem Neffen Albrecht den gleichen Freundschaftsdienst erweise.

Schon im Februar 1822 unternahm Ludwig Albrecht mit Frau von Fischer und Herrn Foligny wieder eine größere Reise, diesmal nach Italien. Sie führte bis nach Neapel und bot nicht nur Gelegen-

¹ Über seine Reise ist ebenfalls eine ausführliche Beschreibung im Schloßarchiv vorhanden.

² Diese Bemerkung steht in direktem Gegensatz zu der Mitteilung in Meyers Buch (S. 268), daß die Wohnung Hortensens in Augsburg mit Erinnerungszeichen „an den von ihr abgöttisch verehrten Kaiser Napoleon“ angefüllt gewesen sei. Vgl. auch Meyer, S. 270/71.

heit, die Städte mit ihren Kunstschätzen kennen zu lernen, sondern neuerdings interessante Bekanntschaften zu machen.¹ Während des Sommers bewohnte Sigmund mit seiner Gattin einige Monate das vereinsamte Schloß Wildegg.

Aus einem Briefe, den Hortense am 2. Januar dieses Jahres aus Augsburg, wo sie den Winter bei ihrem Sohne verbrachte, an Ludwig Albrecht richtete, scheint hervorzugehen, daß dieser versuchte, seinem Neffen (wohl Albrecht) bei Eugen eine Stelle zu verschaffen. Dies wurde mit höflichen Worten abgelehnt, dafür aber schickte Hortense ihrem befreundeten Wildegger Junfer als Erinnerung an sie eine kleine Medaille. Nach seiner Rückkehr aus Italien bedankte sie sich am 22. Juni von Arenenberg aus bei ihm für einige hübsche Sachen, worunter ein Rosenfranz aus Loretto, die er ihr aus Italien geschickt hatte, indem sie die Hoffnung aussprach, ihren Dank bald mündlich wiederholen zu können. Als dies bald darauf in Erfüllung ging, fand Ludwig Albrecht Gelegenheit, Hortense vertraulich zu fragen, warum sie sich mit ihrem Gemahle, dem Könige, den, wie wir vernahmen, unser Wildegger Junfer 1813 während seines Aufenthaltes im Bade Schinznach kennen gelernt hatte, nicht vertragen habe, da doch beide ihre Lebenswürdigkeit im Umgange auszeichne. Sie erwiderte: „Mißtrauisch, wie die Prinzen fast immer sind, faßte er nie gänzlichendes Vertrauen zu mir; denn er betrachtete sich als ein Opfer der Tyrannei seines Bruders Napoleon, welcher ihn zwang, nicht die Dame seiner Liebe zu heiraten, sondern mich. Auch ich habe diese Verbindung nicht gewünscht, mich aber dem Willen meiner Mutter nicht widersetzen können, die in ihrem Ehrgeize glaubte, ein Königsmantel für ihre Tochter sei mehr wert, als die Tränen um ein verlorenes Glück.“² Ein anderes Mal beklagte sich die Erkönigin, wie sie von ehemaligen Generälen Napoleons, die von ihm im Testamente nicht bedacht worden seien, belästigt werde, da sie ihr und ihrem Bruder zumuten, dies nachzuholen. Ebenso führte sie Beschwerde gegen den französischen Gesandten Talleyrand in der Schweiz,³ welcher alles tue, um sie von ihrem lieben Sitze Arenenberg zu vertreiben, indem er eine Menge Unwahrheiten über sie ausstreue, so namentlich, daß sie Flüchtlinge aus

¹ Auch darüber hat Ludwig Albrecht eine ausführliche Beschreibung hinterlassen.

² Vgl. Meyer, a. a. O., S. 114 ff.

³ Er verließ die Schweiz erst 1823, worauf auch die Polizeiplakereien gegen die Bonapartisten aufhörten.

Frankreich bei sich versteckt halte. Infolge dessen habe sie sogar den Schutz des Herzogs von Richelieu, damals erster Minister des Königs, nachsuchen müssen. Auch der russische Gesandte, Herr von Krüdener, habe sie warnen lassen, flug und vorsichtig zu sein. Diese Herren sollten doch wissen, da beide sie genau kennen, daß sie vernünftig genug sei, um die Ruhe Europas nicht durch die Intriguen einer Frau zu stören. Das sei übrigens nie ihre Sache gewesen und sie würde, selbst wenn es ihr Vorteil brächte, nie zu so unwürdigen Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Jedermann, der bei ihr verkehre, wisse, daß nur ihre ehemaligen Freunde ihre Gäste seien, mögen sie diese oder jene politische Meinung vertreten, da sie sich darum nicht kümmern, sondern sie nur nach ihren gesellschaftlichen Talenten und ihren Charaktereigenschaften beurteile. Politik habe sie überhaupt nie getrieben, und wenn leidenschaftliche Äußerungen in ihrer Gegenwart gefallen seien, immer versucht, sie zu mäßigen oder niederzuschlagen. Im Jahre 1815 seien während der hundert Tage eine Menge Höflinge von Gent oder Paris zu ihr und dem Könige gekommen und haben sich über Ludwig XVIII. und seine Umgebung lustig gemacht. Sie seien sogar schamlos genug gewesen, viel Schlimmes über die Bourbonen auszustreuen, von denen sie doch Gunstbezeugungen und Auszeichnungen empfangen hätten. Sie sei entrüstet darüber gewesen und habe es ihnen auch zu verstehen gegeben. Die nämlichen Leute, deren Namen sie nennen könnte, seien jetzt wieder bei den Bourbonen in hoher Gunst und lästern nun zweifellos ebenso schamlos über Napoleon und seinen Hof. Das sei aber, besonders an Höfen, der Welt Lauf.

Bei einem Besuche vom 12. August traf Ludwig Albrecht die Marschallin Ney, die als Jugendfreundin der Madame Hortense mit zwei Söhnen für einen monatlichen Besuch nach Arenenberg gekommen war. Er schildert sie als eine hübsche Frau von edlem Wuchs, prächtigen Augen und sehr angenehmen Manieren. Sie war sehr niedergedrückt durch das Unglück ihres Mannes, das sie mitverschuldet zu haben glaubte. Aber auch ihre finanzielle Lage war nichts weniger als sorgenfrei, sodaß ihre verweinten Augen großes Mitleid einflößten. Ludwig Albrecht suchte sie zu trösten, indem er ihr mitteilte, sie stehe in Freiburg (wo ihr Mann von 1802/03 als Gesandter geweilt hatte) wegen ihrer Liebenswürdigkeit und ihres Wohlwollens heute noch in dankbarem Andenken. Das schien sie zu freuen. Bei diesem Anlasse erzählte ihm Hortense, von niemandem sei der Verrat des Marschalls

im Herzen mehr mißbilligt und verabscheut worden, als von seiner Gattin. Nichts destoweniger hätte sie alles getan, um ihn zu retten, und niemand trage sein Unglück mit festerer Ergebung und mehr Mut als sie. Doch quäle sie der Gedanke, daß ihr insofern eine Schuld daran zukomme, als sie ihn aufgefordert habe, dem Könige Ludwig XVIII. seine Dienste anzubieten und ihn seiner Treue zu versichern. Hätte er dies nicht getan und während der „hundert Tage“, wie viele andere, Partei für Napoleon genommen, so wäre ihm das auch, wie den anderen, vergeben worden. Dagegen habe ihn der rasche Abfall nach einem so bestimmten, offiziellen persönlichen Schritt notwendigerweise das Leben kosten müssen.

Um ihren Großkindern eine Freude zu bereiten, machte Sophie mit ihnen einen kleinen Ausflug über Basel, Straßburg, Baden-Baden, Karlsruhe und Stuttgart. Nach ihrer Rückkehr überzeugte sie sich bald davon, daß ihnen der Aufenthalt in Pfyn nicht mehr gefalle. Und auch sie selbst mochte sich, trotz ihren guten Beziehungen zu der früheren Königin, in der Ostschweiz, fern von ihren Verwandten, vereinsamt fühlen. Infolge dessen hatte sie schon früher ihre Besitzung einflußreichen Leuten des Dorfes zum Kaufe angeboten. Da diese aber ihre Verhältnisse ahnen mochten, glaubten sie, das Schloßgut um jeden Preis zu bekommen und boten darum nur 26 000 Gulden. Um nun seine Schwester vor Schaden zu bewahren und ihr doch den Verkauf zu ermöglichen, bot ihr der Bruder 32 000 Gulden. Die Last, die er damit auf seine Schultern nahm, war groß. Allein da man den Wertzuwachs infolge der Verbesserungen der letzten Jahre auf mehr als 10 000 Gulden einschätzen durfte, hoffte Ludwig Albrecht, dabei kein schlechtes Geschäft zu machen. Außerdem vermehrte er die Rendite der Landwirtschaft durch die Einrichtung einer Käserei. Die Administration besorgte Dr. Merk, der nun auch seine Wohnung im Schlosse nehmen durfte, während Sophie mit ihren Großkindern vorübergehend in Wildegg, Bern oder Schöftland weilte.

Das fruchtbare Jahr 1822 mochte die Unternehmungslust Ludwig Albrechts angeregt haben. Denn infolge der warmen Witterung geriet alles gut, ganz besonders der Wein. Schon anfangs August konnte man reife Trauben in den Weinbergen pflücken und am 10. September mit der Weinlese beginnen.

Endlich hatte sich auch für Kiesen wieder ein Pächter in dem Grafen Meuron gefunden, doch bezahlte er nur einen Zins von 1000

Schweizerfranken, ebenso wie sein Nachfolger, ein Hr. Colthurst, im Jahre 1823. Dieses verlief im übrigen ohne bedeutende Ereignisse. Am 3. März bestätigten die drei Brüder Effinger ihre 1821 gestiftete Familienkiste, sahen sich aber veranlaßt, das darauf bezügliche Reglement abzuändern, da inzwischen auch eine gemeinsame Gründung für die ganze Familie entstanden war. Wildegg bewohnte in den Sommermonaten Sigmund mit seiner Gattin, während Ludwig Albrecht und seine Schwester sich meistens zu Bern oder in Pfyn aufhielten. Von Sophies Großkindern May befanden sich die beiden Knaben Eduard und Alfred in Erziehungsinstituten zu Neuenburg und Gottstadt, das Töchterchen Juliette dagegen hatte sie bei sich behalten.

Im Verlaufe des Jahres 1823 verlor Ludwig Albrecht in dem argauischen Staatschreiber Kasthofer einen guten, kenntnis- und geistreichen Freund. Als dankbarer Sohn hatte er für seine blinde Mutter gesorgt, an seinen jüngeren Geschwistern die Vaterstelle vertreten und daneben noch seine seit Jahren fränkeltnde Gattin gepflegt. Seinen Kindern war er ein trefflicher Lehrer und ein leuchtendes Vorbild der Aufopferung für andere, da ihn trotz seiner schweren Aufgabe frohsinn, Heiterkeit und muntere Laune selten verließen. Mit Vorliebe brachte er die Sonntag-Vormittage auf Wildegg zu, um dort im Kreise der Familie Effinger auf einige Stunden seine Sorgen zu vergessen und sich von den Mühen der vergangenen Woche auszuruhen.

Von Pfyn aus wurden die Besuche in Arenenberg fortgesetzt. Madame Hortense war glücklich, seit einigen Tagen ihren älteren, damals 19jährigen Sohn Ludwig bei sich zu haben. Ludwig Albrecht schildert ihn als einen hübschen, wohlgewachsenen jungen Mann, der seinem Vater, dem ehemaligen König von Holland, weit mehr ähnlich gesehen habe als seiner Mutter. Letzterer war damals von Rom über Florenz nach Marienbad gereist und hatte von dort aus den Jüngling zu der Mutter gesandt. Ihre Freude darüber war nach einer Trennung von sieben Jahren so groß, daß sie sich entschloß, den jüngeren Knaben Karl Ludwig (Napolon III.) auf den Winter zu seinem Vater nach Rom zu führen. Von dieser Reise erwartete sie umso größeren Genuß, als Rom ihr noch fremd war.

Bei einem Besuche in Pfyn machte Hortense ihre Adoptivschwester, die Großherzogin Stephanie von Baden, eine bescheidene, wohlwollende junge Dame, die in ihrer Heimat sehr beliebt war, mit Sophie von Erlach bekannt. Man sprach auch von dem Memorial des Grafen

Las-Casas über St. Helena, das, wie die Großherzogin fand, nicht das unbedeutendste Denkmal von Napoleons Größe sei und von höchstem Interesse bleiben werde, da man fühle, daß es treue, reine Wahrheit enthalte und den Kaiser schildere, wie er gewesen sei. Der Autor habe allerdings durch die Herausgabe dieses Buches die Eigenliebe vieler Menschen verwundet. Das falle aber für seinen künftigen Wert nicht in die Wagschale, denn wenn die Schimpfer und Kritiker gestorben seien, werde die Person Napoleons umso klarer aus der Schrift hervortreten. Sie bekenne auch, daß sie den Kaiser sehr geliebt habe, denn er sei ihr Wohltäter gewesen und die Größe seines Geistes und seiner Handlungen habe ihre Einbildungskraft stets aufs lebhafteste beschäftigt. Die Großherzogin kannte auch Sophies Gemahl von Erlach aus der Zeit, da er noch in Karlsruhe weilte. Damals habe er sich alle Mühe gegeben, ihr näher zu treten, doch sei ihm dies nicht gelungen, denn er hätte ihr wegen seiner Oberflächlichkeit stets mißfallen.

Am 20. September 1823 machte das Geschwisterpaar auf Arenenberg den Abschiedsbesuch und traf dort um Hortense ihre ganze nähere Verwandtschaft versammelt, worüber sich diese hoch erfreut zeigte. Darunter befand sich auch Eugén mit seiner Gemahlin, die er durch die Erbauung des Schlosses Eugensberg ebenso überrascht wie erfreut hatte.¹ Aber auch Hortense war darüber glücklich, in der Hoffnung, daß nun ihr Bruder zeitweise in ihrer nächsten Nähe wohne. Ludwig Albrecht schildert den ehemaligen Vizekönig von Italien als so anspruchslos und bescheiden, daß man ihn eher für einen Privatmann als für einen Fürsten gehalten hätte. Über die Memoiren des Generals Rapp äußerte er sich sehr zufrieden,² wobei er versicherte, er habe deren Verfasser von jeher geliebt und geachtet, denn er sei ein ganzer Soldat und treuer Diener seines Fürsten gewesen. Als man auf den russischen Feldzug zu sprechen kam, bemerkte Eugen, ihm sei es, als liege derselbe schon ein Jahrhundert zurück. Doch erinnere er sich noch einer kleinen Episode. Da man auch den Führern auf dem Rückzuge während fünf Tagen nur je 2 Unzen Brot verabreicht habe, sei er vor

¹ Eugen hatte mit Erlaubnis der thurgauischen Regierung im Spätjahr 1819 von Johannes Eigenmann von Homburg den Bauernhof beim Schlosse Sandegg samt ausgedehntem Landbesitz erworben und ließ darauf unweit des alten Burgstalles ein Landhaus erbauen. (Vgl. Meyer, S. 269/70.)

² Sie waren 1823 in Paris erschienen und kamen schon 1824 in deutscher Übersetzung in Danzig heraus, wo Rapp 1807—09 Gouverneur gewesen war.

Hunger todmatt geworden. Das habe einer seiner Soldaten bemerkt, ihn auf die Seite genommen und, indem er ihm die Feldflasche darbot, gesagt: „Hier, mein General, ist noch Branntwein. An meinem Leben ist nichts gelegen, an dem Ihrigen sehr viel.“ „Mit nichts, mein Freund,“ habe er entgegnet, „hast Du diesen Labetrunk für Dich aufgespart, so genieße ihn auch.“ Niemals sei ihm ein Abschlag schwerer geworden, denn er hätte nach einer Stärkung ordentlich gelechzt. Der Soldat aber habe sich mit dieser Antwort nicht zufrieden gegeben, sondern erwidert: „Wenn Sie mit mir nicht wenigstens teilen wollen, so muß ich annehmen, daß Sie mich dafür zu gering schätzen.“ Daraufhin haben sie den Inhalt brüderlich geteilt. Die Soldaten haben gefühlt, daß er sie liebe und ihm dies durch tausenderlei kleine Züge des Dankes täglich erneut zu vergelten gesucht.

Mit Bezug auf das schon erwähnte Memorial Las-Casas' bemerkte Eugen, es sei ihm wohl bekannt, daß es viele Leute verurteilen, weil sie sich darin getroffen oder verletzt fühlen. Auch er hätte einiges anders gewünscht; allein in diesen Nebensächlichkeiten stecke nicht sein bleibender Wert, sondern in der treuen Schilderung des Kaisers, so wie er gewesen sei. Als redlicher Mann habe der Verfasser treu wiedergegeben, was er sah und hörte. Dies mache sein Buch zu einem Dokumente von bleibender Bedeutung und er würde sich daher nicht gestatten, auch nur eine Silbe daran zu ändern. Ihm sei der Kaiser ein Wohltäter gewesen und habe ihn immer als Sohn behandelt; das habe er ihm mit aufrichtiger Liebe gedankt; sein Verlust bleibe für ihn darum ein dauernder und unerseßlicher. Vom ersten Augenblicke an, da er ihn als Stiefvater kennen lernte, habe es ihn mächtig zu ihm hingezogen, ganz im Gegensatze zu seiner Schwester Hortense, welche ihn lange nicht leiden mochte. Der erste Entschluß sei für Napoleon fast immer der entscheidende gewesen. Im übrigen habe er in schlechter Stimmung oft auch ungerecht und eines großen Mannes unwürdig handeln können. Ihm gegenüber treffe das nur insofern zu, als er ihm keine Zeit, Gemahl und Vater zu sein, gelassen, sondern ihn fortwährend an seine Kriegszüge gefesselt habe. Von seinen Kindern habe er mit großer Zärtlichkeit gesprochen und gesagt: „J'en ai toute une échelle.“

Eugen lebte mit seiner Gemahlin, die er mit größter Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit behandelte und deren Ansichten er sehr hoch einschätzte, in einem ehelichen Glücke, wie man es im Fürstenstande

sonst selten findet. Auch sie hing mit ganzer Seele an ihrem Manne und ihren Kindern. Als die Sprache auf die Trennung von ihrer ältesten Tochter Josefine kam, die sich mit dem Kronprinzen von Schweden verlobt hatte (vgl. S. 316), gestand sie, daß ihr das großen Schmerz bereite, doch sei es eben die Bestimmung der Frauen, das väterliche Haus zu verlassen und in ein neues Verhältnis überzutreten; der Trennungsschmerz werde aber gemildert durch die häufigen Briefe. Ganz besonders habe es sie gefreut, daß ihre Tochter so rasch schwedisch lernte, denn für eine Fürstin hänge Vieles von dem ersten Eindrucke ab, den sie auf das Volk ihrer neuen Heimat mache. Als sie seinerzeit als Vizekönigin von Italien in Mailand eingezogen, sei es ihr auch sehr zu statten gekommen, daß sie der italienischen Sprache mächtig gewesen sei, und sie verdanke es nicht zum wenigsten diesem Umstande, daß sie dort keinen schlimmen Namen hinterlassen habe. Ganz besonders erfreut sprach sie sich über ihr neues kleines Besitztum Eugensberg aus, das einen lang gehegten Wunsch erfülle und ihr nun gestatte, jedes Jahr einige Monate in der Schweiz zu verweilen. Ludwig Albrecht schildert die Fürstin als eine groß gewachsene, schlanke, aber infolge ihrer häufigen Wochenbette etwas erschöpfte und abgezehrte Frau mit einem untrüglichen Ausdruck von Wohlwollen und Güte, doch ohne das leichte, bewegliche Wesen einer Französin, dafür mit dem ruhigen, häuslichen und gemüthlichen Benehmen einer deutschen Hausfrau.

Am 26. Februar 1824 machte Ludwig Albrecht an einem Essen beim Schultheißen Niklaus Friedrich v. Mülinen, dem Schwager seines Bruders Rudolf Emanuel, die Bekanntschaft des Grafen von Capo d'Istria. Er schildert ihn als einen Mann von seltener Liebenswürdigkeit. Als Untertan der Republik Venedig hatte der Graf jedes aristokratische Regiment, ohne das von Bern auszunehmen, von dem er glaubte, es habe nicht nur Zürich, sondern der ganzen Eidgenossenschaft auf dem Kongresse zu Wien geschadet. Doch gab er zu, inzwischen sich davon überzeugt zu haben, daß die Berner Regierung die beste in der Schweiz sei, wofür die Blüte des Landes zeuge. Mit Bezug auf die Gesamtlage von Europa glaubte er, daß es nur zwei entscheidende Mächte gebe, England und Rußland. Von ihnen hänge die Ruhe und das Schicksal dieses Erdteils ab. Frankreich, Österreich und Preußen, welche sich als Großmächte fühlen, seien in seinen Augen nur solche zweiten Ranges und nicht imstande, einen wesentlichen Ein-

fluß auf den Gang der Dinge auszuüben. Die Schweiz habe sehr unrecht getan, zu diesen beiden Großmächten keine diplomatischen Vertreter zu senden, denn sie seien notwendig, um die eingesandten Berichte der von diesen Staaten bei der Schweiz akreditierten Gesandten nötigenfalls zu bekämpfen und zu rektifizieren. Diese langweilen sich in der Schweiz und sehen darum Alles durch ein trübes Glas an. Das merke man ihren Berichten an, die selten wohlwollend über unser Land lauten. Wenn sie darum nicht widerlegt werden, könnten sie in einem Augenblick der Krise sogar die Existenz der Schweiz gefährden.¹

Auch während des Jahres 1824 hielt sich Ludwig Albrecht mit seiner Schwester Sophie abwechselnd in Bern, Wildegg und Schöftland auf, aber auch wieder einige Wochen in Pfyn. Als er von dort aus am 27. Juli morgens früh bei Madame Hortense eintrat, streckte sie, wie er schreibt, ihm beide Hände entgegen und weinte heftig. Er suchte sie seiner innigen Teilnahme, wie auch der seiner Schwester zu versichern und ihr die Gründe anzugeben, die Beide verhindert hatten, ihr wegen des Hinschiedes ihres Bruders Eugen² nach Rom zu schreiben (vgl. S. 320). Denn sie hätten sich gefürchtet, diese schmerzliche Wunde wieder aufzureißen und neuerdings bei ihr die traurigsten Gefühle zu wecken. „Ach“, sagte sie, „diese Wunde wird niemals heilen, und traurige Gefühle kann man bei mir nicht wecken, denn ich trage sie stets mit mir herum. Sie wissen, wie er mein bester Freund war, dem ich alle meine Gefühle und Angelegenheiten anvertrauen durfte, meine einzige Stütze und mein einziger Trost auf dieser Welt; er wäre im Notfall meinen Söhnen Vater geworden.“ Ludwig Albrecht suchte sie mit dem Gedanken an ihre Söhne aufzumuntern und sie auf die Trostgründe der Religion und der Zeit hinzuweisen. Sie entgegnete: „Ich fürchte, die Zeit wird mir eher Pein als Erleichterung bringen, indem

¹ Graf Joh. Ant. Capodistria wurde am 11. Februar 1776 in Korfu geboren. Er studierte in Italien Philosophie, alte Sprachen und Heilkunde, trat aber zur diplomatischen Laufbahn in Rußland über und unterzeichnete als Delegierter Kaiser Alexanders I. 1815 den Pariser Frieden; 1816 wurde er Minister des Auswärtigen. 1822 trat er zurück, kam in die Schweiz und nahm sich der Sache der Griechen an. Von Genf reiste er 1827 nach Paris, wo er schon im Mai Kunde von seiner Wahl zum Präsidenten des neu entstandenen griechischen Staates erhielt. Trotz seiner Verdienste um dieses Land wurde er 1831 von seinen politischen Gegnern ermordet.

² Er war am 21. Februar 1824 zu München gestorben, wo ihm seine Gemahlin, die Prinzessin Amalie Auguste von Bayern ein Denkmal mit einer Marmorstatue von Thormaldsen in der Michaelshoffkirche errichten ließ. Vgl. auch Meyer, a. a. O., S. 272 ff.

ich jeden Tag die Größe meines Verlustes mehr fühlen werde, und meine Söhne, so teuer sie mir sind, für die allein ich den Mut habe, das Leben fortzuschleppen, leben schon in einer andern Welt und fühlen diesen Verlust viel weniger schmerzlich als ich; sie sind in jenem Alter, wo alles voller Hoffnungen und Lebenslust sich findet und Trauer nicht lange haftet. Zudem haben sie beinahe keine Erinnerung von früheren Zeiten, von meinem Vaterland, meiner Mutter, meinen Freunden, also erhalte ich von dieser Seite wenig Mitgefühl und Trost. Das einzige, was mir einige Erleichterung verschafft, ist der Blick nach Jenseits und die Ergebung in den Willen des Herrn, der es so und nicht anders verordnet hat.“ Sie erzählte, man hätte ihren Bruder ärztlich übel behandelt, seinen Zustand als schlagflußartig angesehen, ihn durch die vielen Blutentleerungen geschwächt und ihm dadurch sein Leben gleichsam tropfenweise abgezapft; sein Zustand sei rein nervöser Natur gewesen. Ludwig Albrecht machte sie darauf aufmerksam, daß die ungeheuren Strapazen, welche alle Begleiter Napoleons im russischen Feldzuge ausgestanden, auf den menschlichen Organismus zerstörend einwirkten und dies die wahrscheinliche Ursache seines frühen Todes sein müsse, indem beinahe kein einziger Teilnehmer dieses Zuges, der nachher zur Ruhe gekommen, mehr am Leben sei, weder Napoleon selbst, noch Rapp, noch andere. Das ließ sie als eine Mitursache gelten. An der Tafel sprach man von Rom. Madame Hortense machte die Bemerkung, die Sitten daselbst und die Lebensweise seien wenig genügend für Geist und Herz; sie hätte niemals etwas Langweiligeres getroffen, als die sogenannten Conversationen bei Torlonia, und niemals hätte sie aufgeblasenere Menschen als diesen neugebackenen Herzog und dessen Gattin gesehen.¹ Nach der Tafel begab man sich ins freie. Sie nahm dabei Ludwig Albrechts Arm und wandelte mit ihm nach dem Zelte, wo man die Aussicht nach Konstanz und die Hochgebirge genießt. Dort setzte sie sich und leitete das Gespräch wieder auf ihren Bruder. „Es ist ewig schade,“ sagte sie, „daß er seine Lebensgeschichte nicht selbst geschrieben hat. Er wollte es bei Múße tun, allein der bittere Tod ist dazwischen getreten. Seine Gattin und ich können wohl von ihm erzählen, wie er als Privatmann, Gatte, Vater und Bruder

¹ Giovanni Torlonia wurde in niedern Verhältnissen 1754 in Siena geboren, erwarb als Spekulant während der französischen Revolution große Reichtümer, kaufte von der Familie Odescalchi das Herzogtum Bracciano, erhielt 1809 den Herzogstitel und † 1829 in Rom.

war; wir werden ihm dieses Denkmal der Liebe und Dankbarkeit errichten. Allein ihn als Staatsmann, Feldherrn und Verwalter eines großen Staates zu schildern, vermögen wir nicht.“ „Es ist auch nichts daran gelegen,“ erwiderte Ludwig Albrecht, „als solcher gehört er der Weltgeschichte an und genug Schriftsteller werden ihn von dieser Seite darzustellen wissen. Allein was für den Geist und das Herz weit wichtiger ist, den großen Mann im häuslichen Kreise und in seinem Innersten zu schauen, das vermag nur eine zarte, weibliche, ihm geistesverwandte Seele zu tun; aber Wahrheit ist auch hier die erste Pflicht.“ „Sie haben ganz recht,“ erwiderte sie, „reine Wahrheit scheint mir bei einer Lebensgeschichte das erste Erfordernis, ohne Wahrheit wird sie zum Roman oder zur Schmeichelei, beides ist seiner durchaus unwürdig. Was meine Lebensgeschichte anbetrifft, die ich zu schreiben beschäftigt bin, so ist das der erste Vorsatz, den ich gefaßt habe und auch durchzuführen hoffe.¹ Einer meiner Freunde tadelte mich, als ich ihm den Zeitpunkt der Bekanntschaft meiner Mutter mit Napoleon vorlas und darin meinen Widerwillen gegen diesen Mann und diese Verbindung aussprach, indem er mich bat, dies wegzulassen, da es die Welt nie zu erfahren brauche. Wo aber bliebe dann die Wahrheit und was wäre meine Geschichte ohne solche? Ein elendes Nachwerk, das sich der Mühe nicht lohnen würde, gelesen zu werden.“

Auf Ludwig Albrechts Frage, ihre Besuche betreffend, sagte sie: „Ich erwarte niemand als die Großherzogin Stephanie; teilnahmslose Menschen, sowie das Treiben der großen Welt sind mir eine Last, ich suche und liebe die Einsamkeit, weshalb ich wahrscheinlich den Winter hier zubringen werde, ein Vorsatz, den alle meine Freunde bestreiten. Was sagen Sie dazu?“ Ludwig Albrecht wendete ein, es dürfte sich doch fragen, ob die Wohnung in Arenenberg für den Winter tauglich sei und ob so große Einsamkeit und allfällig auszustehende Kälte nicht nachteilig auf ihren Körper und Geist wirken könnten. Ihm scheine hinreichende Wärme eines der ersten Bedürfnisse für sie zu sein, denn nie sei sie ihm so blühend vorgekommen, als nach diesem in Rom verlebten Winter. Der Geist hänge zu viel von seiner Hülle ab, als daß wir diese vernachlässigen dürfen; darum rate er ihr diesen Winterauf-

¹ Von ihren Memoiren hat Hortense im Jahre 1834 nur ein kleines Bruchstück veröffentlicht (*La Reine Hortense en Italie pendant l'année 1831*). Die ganze Handschrift ging nach ihrem Tode durch verschiedene Vertrauenshände und soll sich zur Zeit im Besitze der Ex-Kaiserin Eugenie befinden. Meyer, S. 249.

enthalt nicht an. Madame Hortense fragte ihn auch nach seiner Schwester, nach seinem Neffen, nach dem Schultheissen von Mülinen und nach der Großfürstin von Rußland; ob diese wirklich so reizend und liebenswürdig sei, wie man es behaupte.¹ Ihre Mutter, die Kaiserin Josephine, die sie in Bern gesehen hätte, wäre von ihr ganz bezaubert gewesen. Ludwig Albrecht bestätigte dies. „Sie ist,“ fuhr er fort, „auch eine Fürstin, deren Laufbahn, deren Ausichten und deren Glück gleich dem Ihrigen zerstört worden sind und die daher edlen Gemüthern nur umso interessanter geworden ist.“ „O, es ist keine Vergleichung zwischen uns,“ sagte sie, „denn sie besitzt noch ihre Mutter, ein Vaterland, liebende Geschwister und dergleichen, von denen ich durchaus nichts mehr habe.“ Hierauf stellte sich der Verlust ihres geliebten Bruders wieder lebhaft vor ihre Seele und sie fing wieder an, sich in Schilderungen über seine Vorzüge zu ergießen. Dann erhob sie sich, nahm Ludwig Albrechts Arm und führte ihn nach ihrer Wohnung. Als er sich empfohlen hatte, hielt sie ihn noch zurück, eilte in ihre Bibliothek, brachte ihm einen Briefbeschwerer und die lithographierten Portraits von sich und ihrem Bruder. „Diesen Marmor,“ sagte sie, „habe ich auf der Brandstätte der Paulskirche zu Rom aufgehoben und für Sie bestimmt; letztere brachte ich von Augsburg für Sie mit, damit Sie sehen sollen, daß ich in jedem Land und in jeder Lage an jene denke, die ich für meine guten Freunde halte.“ Nach einer vierstündigen Unterredung, während der er, mit Ausnahme der Tafelzeit, ganz allein mit Hortense gewesen war, trennte er sich von ihr mit dem süßen Bewußtsein, ihr durch seinen Besuch wohlgetan zu haben, da sie sich ausweinen und ihren Schmerz aussprechen konnte.²

Schon im Februar hatte Sophie ihr 14jähriges Großtöchterchen Juliette nach Monmirail in die Pension verbracht, wo es zwei Jahre verbleiben sollte. Zur gleichen Zeit reiste Rudolf Emanuel mit seinem jüngeren Sohne Ludwig Rudolf nach Paris, damit er im Collège de Bourbon seine Studien vollende.

Mit der Zeit fühlte Ludwig Albrecht die Last, die er sich durch die Erwerbung der beiden Güter Wildegg und Pfyn aufgeladen hatte,

¹ Sie war eine Prinzessin von Hessen-Darmstadt, einfach, bescheiden und hatte durch keine besonderen Toilettemittel versucht, die Aufmerksamkeit des russischen Thronfolgers auf sich zu ziehen, was auch ihre Neider anerkennen mußten.

² Am 26. August dankte sie auch Sophie v. Erlach für die ihr bewiesene Theilnahme (Brief im Schloßarchiv). Ein reger Briefwechsel fand auch in den folgenden Jahren statt, doch würde es zu weit führen, an diesem Orte darauf näher einzutreten.

dermaßen, das er sich entschloß, das letztere wieder zu veräußern. Er fand denn auch in Daniel Hogner von St. Gallen einen Liebhaber, der es zum Preise von 40 000 Gulden übernahm, sodaß durch den erzielten Gewinn der früher erlittene Schaden gedeckt wurde. Infolge dieser Entlastung wandte er seine Fürsorge auf's neue wieder Wildegg zu, doch nicht in der Absicht, durch eine wesentliche Erweiterung des Landbesitzes das Schloßgut auf seinen früheren Umfang zu bringen; denn die Landwirtschaft hatte sich in den letzten Jahren als unrentabel erwiesen und auch die politischen Zustände waren wenig erfreulich.

Schon im Frühling des Jahres 1825 wurde Sophie wieder von einem schweren Gallenfieber heimgesucht, erholte sich aber zur Freude Aller. Um ihr für die Zukunft das Treppensteigen im Schlosse zu ersparen, das ihr besondere Mühe machte, ließ der besorgte Bruder für sie ein kleines Wohnhaus im Schloßhofe an Stelle des früheren Kornhauses erbauen. Es wurde am 15. Mai, dem Namenstage der Beschenkten, unter Dach gebracht und im Laufe des folgenden Jahres mit einem Kostenaufwande von 5000 Franken vollendet. Für eine gleich hohe Summe verkaufte Ludwig Albrecht an die Witwe Laue das Land zwischen der untern Mauer des Weinberges und dem Sträßchen nach Möriken als Bauplatz für ein Landhaus, das heute noch steht. Damit Schwester Sophie in ihrem kleinen neuen Besitztum für alle Fälle unangefochten bleibe, händigte er ihr am 25. Wintermonat eine rechtskräftige Verpflichtung freiwillig ein, worin er ihr das Häuschen als lebenslängliche, unentgeltliche Wohnung verschrieb und ihr gleichzeitig die Benutzung des Bad- und Waschhauses samt Geschirr, des „Weißen Kabinetts“, des kleinen Rauchsälis, des Schloßestrichs zum Trocknen der Wäsche, sowie einiger anderer Räumlichkeiten zusicherte, dazu auch die Benutzung der Gärten und wessen sie sonst zu ihrem Unterhalte bedurfte, jedoch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß alle diese Vergünstigungen nur für sie und nicht für ihre Erben gelten. Dafür dankte die Schwester dem Bruder, indem sie die Hälfte der Baukosten für ihre neue Wohnung übernahm.

Zur Belohnung seines Fleißes und gleichzeitig zu seiner weiteren Ausbildung durfte Ludwig Rudolf während des Sommers eine größere Reise nach England, Irland und Schottland unternehmen, deren Kosten wahrscheinlich der gute Onkel Ludwig Albrecht bestritt, denn der Nefte widmete ihm dafür zum Danke eine ausführliche, mit hübschen Federzeichnungen illustrierte Beschreibung derselben in form von Briefen.¹

¹ Sie befindet sich im Schloßarchive.

Das Jahr sollte nicht schließen, ohne der Familie abermals eine schwere Wunde zu schlagen. Denn am 5. Dezember 1824 starb unerwartet der Bruder Sigmund. Obgleich er sich unwohl fühlte, war er doch noch auf das Rathaus in Bern geeilt, um der Sitzung des Großen Rates beizuwohnen. Dort verschlimmerte sich sein Zustand derart, daß er nach Hause eilen mußte, wo er tot in seiner Wohnung zusammenbrach. Wie Ludwig Ulbrecht schreibt, schmerzte der unerwartete Hinschied des geliebten Bruders die Geschwister umso tiefer, als es der erste Ring war, der in der Geschwisterkette sprang. Seit mehr als 50 Jahren hatten sie in Liebe und Freundschaft miteinander gelebt und es schien ihnen, der Verstorbene sei nie liebevoller gewesen, als bei der letzten Zusammenkunft auf Wildegg, die kurz vorher stattgefunden hatte.

Wie wir schon hörten, war Sigmund als Knabe das fleißigste und folgsamste Kind, das im Gegensatze zu seinen beiden wilden Stiefbrüdern nie gestraft werden mußte. Der Grund mochte in seiner schwächlichen Konstitution und in Krankheiten liegen, die ihn schon in seiner Jugend heimsuchten und von denen die Pocken nicht nur ihre Spuren in seinem Gesichte zurückgelassen, sondern ihn auch des Gehöres auf einer Seite dauernd beraubt hatten. Später schien es allerdings, als ob die Jagd, der er leidenschaftlich ergeben war, und häufige Reisen eine Wandlung zum Bessern gebracht hätten, doch bewiesen mehrere Rückfälle, daß die erzielten Fortschritte jeweilen nur vorübergehender Natur waren. Sein schlanker Wuchs, sein edler Anstand und seine Manieren verrieten den Aristokraten, doch machten ihn sein biederer und rechtschaffener Charakter, sein sanftes Gemüt, seine Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, durch die er sich trotz seiner umfassenden Kenntnisse in der Gesellschaft immer auszeichnete, auch bei seinen politischen Gegnern beliebt. Diese Vorzüge, gepaart mit einem Vermögen, das ihm völlige Unabhängigkeit sicherte, hätten ihn zu einem glücklichen Menschen machen können. Und doch blieb ihm dies versagt. Denn ihm fehlte Heiterkeit und Frohsinn, und seine Güte und Sanftmut arteten oft in Schwäche aus, die ihn einerseits zu Handlungen hinreißen ließ, welche er nachträglich selbst mißbilligte, anderseits verhinderte, zur rechten Zeit entscheidende Beschlüsse zu fassen. So hatte er s. Zt. auf die Erwerbung von Kiesen verzichtet und Wildegg übernommen, obgleich ihm die Landwirtschaft und der Verkehr mit den Landleuten wenig Freude bereiteten, — eine Waadtländerin als Gattin heimgeführt und sich verpflichtet, in der Waadt zu leben, obschon er sich unter der dortigen

gen Bevölkerung nie heimisch fühlte. Niemand verstand es besser, diese Schwachheiten seines Charakters auszunützen, als seine Gemahlin, die er liebte und fürchtete, und die ihn auch zu einem Testamente veranlaßt haben dürfte, das nicht nur ganz entgegen den damaligen Gewohnheiten seine Geschwister zu ihren Gunsten benachteiligte, sondern auch die besten Freunde nicht mit dem kleinsten Andenken bedachte. Auf seine trübe Stimmung, die ihn oft befiel, dürften der frühe Verlust seines einzigen Knaben, die Unbill der Revolution, welche ihn um einen Teil seines Vermögens gebracht hatte, sowie die vielen Unannehmlichkeiten mit der Gemeinde Möriken während der Zeit, da ihm Wildegg gehörte, nicht ohne Einfluß gewesen sein. Auch sein heimlicher Wunsch, Mitglied des Kleinen Rates in Bern zu werden, ging nicht in Erfüllung. Sein am 30. März 1824 abgefaßtes Testament enthielt infolgedessen Härten gegen seine Geschwister, die sie schmerzlich berührten, umso mehr, als seine Witwe über ein eigenes Vermögen verfügte, das sie gegen allen Mangel sicherte. Der Tadel an dem Verstorbenen blieb darum in Kreisen, welche an den Geschicken der Familie Effinger Interesse nahmen, nicht aus und trübte auch bei den Geschwistern das Andenken an den verstorbenen Bruder, doch ohne die ihm während seines ganzen Lebens dargebrachte Liebe in Abneigung zu verwandeln. Dagegen erwies sich die Bestimmung im Kaufvertrage von 1814, wonach der Witwe Sigmunds auf Lebzeiten das Wohnungsrecht im zweiten Stockwerke des Schlosses eingeräumt worden war, im Laufe der Zeit zufolge ihres schikanösen Wesens als unheilvoll für gute Beziehungen unter den Burgbewohnern.

Den ersten Tag des neuen Jahres 1826 verbrachten Ludwig Albrecht und Sophie mit ihrem Bruder Rudolf Emanuel und seinen Kindern Albrecht und Mathilde in Wangen. Ludwig Rudolf befand sich, wie wir schon vernahmen, in Paris und war dort so fleißig, daß ihm sein Bruder in einem Briefe vom 6. Januar darüber dringende Vorstellungen machte: Der Vater und die Verwandten sehen es ungern, daß er seine Zeit ausschließlich mit Mathematik und Physik zubringe und nur selten in Gesellschaft und in das Theater gehe. Denn da seine künftige Laufbahn keine rein wissenschaftliche sein könne, werde er zuhause genug Zeit für die Fortsetzung seiner Studien haben, dagegen den Verlust der Vorteile, welche Paris seiner Ausbildung nach anderer Richtung biete, nicht mehr nachholen können. Das sei umso mehr zu bedauern, als ihm dort der Verkehr in den angesehensten

Familien offen stehe. Der Vater sei daher sehr betroffen gewesen, als er vernommen habe, daß er seine Wohnung nach dem „Pays Latin“ verlegt habe, um sich ganz in die Wissenschaften zu vertiefen. Unter diesen Umständen bedaure man, ihn nach Paris und nicht nach Zürich geschickt zu haben, da der letztere Ort billiger gewesen wäre, wenn er doch von den Vorteilen des anderen keinen Nutzen ziehen wolle. Er persönlich finde es zwar außerordentlich lobenswert, daß man ihn nicht, wie so viele andere, zum Fleiß ermahnen müsse. Wie sich dann aus dem weiteren Inhalt des Briefes ergibt, entsprangen diese Besorgnisse einem Plane, den man mit ihm vor hatte. Darum unterläßt sein Bruder auch nicht, ihm Ratschläge zu erteilen, wieviel nützlicher es sei, sich Kenntnisse anzueignen, die im Kreise junger Damen angenehm machen; denn man erwarte, daß er nicht nur als ein hübscher und gelehrter junger Mann von tadellosen Sitten zurückkehre, sondern auch als gewandter Gesellschafter. Nichts scheuen die jungen Damen so sehr wie Pedanterie, vor der er sich bewahren solle, denn er wisse, daß eines der hübschesten jungen Mädchen ihrer Vaterstadt ihm bestimmt sei, eine nahe Verwandte voll Geist und Lebhaftigkeit, der er nur zu gefallen brauche, was ihm ohne Mühe gelingen werde, wenn er sie nicht durch seine Grundsätze über Zeitersparnis und über die Schaffung einer unabhängigen Lage erschrecke. Dieses junge Mädchen war sein Bäschen Juliette May.

Die diplomatischen Talente, welche Albrecht in diesem Schreiben entwickelte, sollten aber nicht nur der Familie, sondern auch dem ganzen Lande zugute kommen. Denn am 11. Juli des gleichen Jahres wurde der 27jährige junge Mann auf der Tagsatzung zu Luzern mit den Stimmen von 19 Kantonen gegen 3 zum schweizerischen Geschäftsträger am kaiserlichen Hofe zu Wien ernannt und reiste schon im Spätherbst nach dem Orte seines künftigen Wirkungskreises ab. Diese Anstellung, ehrenhaft für seine Familie wie für ihn selbst, erfüllte seine Wünsche und gab seinen erworbenen Kenntnissen und seinen zur Diplomatie besonders geeigneten Talenten einen nützlichen Spielraum. Für seine Verwandten und Freunde war sein Abgang ein großer Verlust, denn, wie Ludwig Albrecht schreibt, war er der aufmerksamste, geistreichste und lieblichste Gesellschafter, den man finden konnte. Bei diesem Anlasse erfahren wir auch, daß ihm selbst die Stelle früher angeboten worden war, daß er sie aber abgelehnt hatte, da er sich dazu zu wenig geeignet fühlte.

Wie es scheint, befriedigte der Aufenthalt Juliette's, Ludwig Rudolfs künftiger Braut, in Neuenburg nicht, weshalb sie ihr Onkel schon im April dieses Jahres nach Wildegg zurückbrachte.

Unmittelbar vor seiner ehrenvollen Wahl hatte Albrecht seinen Bruder in Paris abgeholt und damit eine größere Reise durch Belgien und Holland verbunden. Die Verlobung Rudolfs mit seinem Bäschen ließ nicht lange auf sich warten und schon am 30. April 1827 fand die Vermählung statt. Seine Braut war ein sehr schön aufgeblühtes Mädchen von 17 Jahren aus eng befreundeter familie, das ihm ein Vermögen von 36474 Franken und Ausichten auf ein noch ansehnlicheres Erbe in die Ehe brachte. Ludwig Albrecht war über die Verlobung seines Neffen mit der Tochter seines geliebten freundes und Verwandten so hoch erfreut, daß er, in der Hoffnung, es werde dem jungen, blühenden Paare eine zahlreiche Nachkommenschaft beschieden sein, der nicht allzu großen Aussteuer seines Neffen 15000 Schweizerfranken beilegte. Aber man vergaß über dieser Freude, daß die junge Gattin vom gleichen Blute war, was, wie wir sehen werden, für die Fortpflanzung des Effinger'schen Geschlechtes verhängnisvoll wurde.

Während des Sommers machte Madame Hortense mit ihrem Sohne Louis eine Badefur in Schinznach, von wo aus beide oft Gast auf Wildegg waren. Bei einem dieser Besuche malte der junge Prinz in Sepia den Schloßeingang (vgl. Taf. XIX). Noch als Kaiser erinnerte er sich daran, daß er im Schlosse Heidelbeerbrei gegessen habe. Zu der Umgebung Hortensens gehörten auch Sophie Gay¹ und ihre Tochter Delphine. Ludwig Albrecht schildert sie uns als eine kleine, geistreiche Brünette, die eine Reihe hübscher Romane geschrieben hatte, trotzdem aber sehr artig und bescheiden auftrat. Die deutsche Literatur sei ihr nicht unbekannt gewesen und sie habe besonders Schiller geschätzt.

Es kann nicht befremden, wenn bei den Charaktereigenschaften von Sigmunds Witwe sich die Beziehungen zu ihr lockerten. Um ihr

¹ Sophie Gay, geborne Michault de Lavalette, wurde am 1. Juli 1776 in Paris geboren und erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem sie ihre erste Ehe gelöst hatte, ging sie 1798 eine zweite mit Gay ein und lebte die folgenden 10 Jahre bald in Aachen, bald in Paris, wo sie sich später ganz niederließ und einen Salon gründete, der für das geistige Leben in dieser Stadt von Bedeutung wurde. Als Schriftstellerin war sie sehr fruchtbar. Später folgte sie dem Gatten ihrer Tochter Delphine, als er verwiesen wurde, nach Brüssel, wo sie am 3. März 1852 starb. Delphine weilte im kommenden Jahre 1828 auf dem Wolfsberge, wo sie ihre Romanze La Pélerine dichtete. Vgl. Meyer, a. a. O. S. 281.

nichts schuldig zu sein, übergab Ludwig Albrecht am 5. Dezember der Familienkiste à fonds perdu die Summe von 27 500 Schweizerfranken, damit ihr aus diesem Fonds das jährliche Leibgeding von 2000 franken entrichtet werde, welches er seiner Schwägerin seit dem Tode des Bruders zu zahlen verpflichtet war.

Das Jahr 1828 brachte keine Ereignisse von Bedeutung, wohl aber der familie die Genugthuung, daß Albrecht trotz seiner Jugend seine Aufgabe in Wien zur Zufriedenheit des Vaterlandes erfüllte. Diese fand auch Ausdruck in einem Tagsatzungsabschied, worin es heißt, daß dem eidgenössischen Geschäftsträger in Wien vom Präsidenten im Namen des Vorortes ein sehr vorteilhaftes Zeugnis ausgestellt werden könne. Der talentvolle und wohl ausgebildete junge Mann zeige an der ihm übertragenen Stelle großen Eifer, fluge Überlegung und viele Geschicklichkeit. Dagegen sei er schlechter gestellt als sein Kollege in Paris, sowohl mit Bezug auf seinen Rang, als auch auf die Art der Geschäftsführung selbst. Man dürfe aber trotzdem zuversichtlich erwarten, daß er, wenn seine Gesundheit an Festigkeit gewinne, in dem ihm eröffneten Wirkungskreise immer das Möglichste für die Interessen des Vaterlandes leisten werde. Infolgedessen wurde er denn auch einmütig auf ein weiteres Jahr in seiner Mission bestätigt. Anfangs Juni 1829 hatte er die Freude, seinen Onkel Ludwig Albrecht als Gast willkommen heißen zu dürfen. Letzterem brachte auch diese Reise nicht nur erweiterte Kenntnisse von Land und Leuten in Österreich, Böhmen und Ungarn, sondern abermals interessante Bekanntschaften, sodaß er sich veranlaßt sah, all das Erlebte in einem ausführlichen Berichte niederzulegen.¹ Unter den hohen Herrschaften befand sich auch der Prinz von Montléart, dessen Mutter wir schon kennen lernten, da sie ihre letzte Ruhestätte in dem Wäldchen hinter dem Schlosse Wildegg gefunden hatte. Schon in seiner Jugend hatte er namentlich mit Sophie von Erlach verkehrt. Jetzt besaß er einen Landsitz bei Wien, „Gallizienberg“ genannt, und war verheiratet mit einer geborenen Prinzessin von Sachsen, Mutter der Erzherzogin Rainer und des sardinischen Thronfolgers. Die liebenswürdige Einladung, Ludwig Albrecht möchte mit seinem Neffen Albrecht bei der gastlichen familie auf längere Zeit Quartier nehmen, mußten beide ablehnen, wozu der Umstand, daß ein Sohn schwerkrank im Hause lag, ihnen genügenden Vorwand bot. Da der Prinz hinkend, klein, häßlich und früher nur Graf war, so fand

¹ Derselbe befindet sich im Schloßarchiv.

es Ludwig Albrecht unerklärlich, wie es ihm gelungen war, eine so hohe Verbindung zu schließen. Aus dieser waren damals ein Sohn und drei Töchter hervorgegangen. Seine Gemahlin war eine sehr stattliche Frau, höflich, liebenswürdig und von guter Bildung. Sie trug Ludwig Albrecht ihre besten Grüße an Schwester Sophie und Madame Hortense auf. Besondere Freude aber machte ihm ein Ölgemälde von Biedermann, auf dem Wildegg und das Grab der Gräfin Montléart abgebildet waren.

u) Ludwig Albrecht abermals als Pächter auf Wildegg.
1830—1853.

Das Jahr 1830 brachte abermals eine Wendung im Besitze des Schlosses Wildegg. Da Ludwig Albrecht damals 57 Jahre zählte, wollte er offenbar noch bei voller Kraft seines Körpers und Geistes dafür sorgen, daß das Erbe seiner Väter auch für die Zukunft in Effinger'schem Besitze bleibe. Er verkaufte darum am 3. Juni das Schloß samt den Gütern um 200 000 Schweizerfranken an die Effinger-Wildegg'sche Familienkiste. Die Liegenschaften umfaßten das sog. Schloßgut, das Hardgut mit Schachen und die Langmatt mit Schachen; dazu gehörten alle Rechte wie Zehntfreiheit, Fischenzen, Ziegelbrennereirecht, die Familiengruft zu Holderbank, die Schloßstühle in den Kirchen zu Holderbank und Möriken und das Weinlieferungsrecht an den Hellenmühlwirt, aber auch die „Beschwerden“ zu Gunsten der Frauen Angeline Effinger geb. de Charrière de Severy, Sigmunds Witwe und Frau Sophie von Erlach. Die auf dem Gute haftenden Schulden im Betrage von 70 000 fr. wurden der Familienkiste überbunden. Von der restierenden Verkaufssumme behielt sich der Verkäufer 10 000 fr. zur freien Verfügung vor, 40 000 fr. übermachte er der Familienkiste. Die gleiche Summe sollte jeder seiner beiden Neffen erhalten, sofern sie ihn überlebten. Zudem wurde aus der Familienkiste seinem Bruder Emanuel Rudolf Effinger, eidgenössischen Obersten und Oberamtman zu Wangen eine Leibrente von 1200 fr. und nach seinem Ableben eine gleich hohe seiner Tochter Mathilde ausgesetzt. Die Fertigung erfolgte am 3. Oktober des gleichen Jahres auf die Namen der beiden Neffen, wobei dem Onkel namentlich Albrecht, der damals in den Ferien auf Wildegg weilte, als Berater gute Dienste leistete. Darauf nahm Ludwig Albrecht die Besitzung sofort wieder in Pacht, um sie zu verwalten und zu nutzen, so lange es ihm dienlich und angenehm war.

Auch Rudolf Emanuel, der offenbar der Unannehmlichkeiten, welche ihm die Verpachtung seines Schlosses Kiesen im Laufe der Jahre gebracht hatten, müde war, verkaufte es im Frühjahr 1830 an den reichen Engländer Thomas Southwell Pigott, vermählt mit Josephine Steiger zu Riggisberg, und schon im Herbst zog der Besitzer in sein neues Heim ein. Infolgedessen besaß nun keines der Geschwister Effinger mehr ein eigenes Besitzthum.

Der Sommer führte den Onkel Ludwig Albrecht mit seinen beiden Neffen und der Gattin des jüngeren ins Berner Oberland und auf das Faulhorn. Dort trafen sie zusammen mit der Gräfin Czernin aus Böhmen, ihrer schönen Tochter Octavia und dem Sohne Ottokar, mit denen sie gemeinsam ihre Alpenwanderung über das Rosenlaubad und den Gießbach nach Iseltwald fortsetzten. Diese Bekanntschaft wurde später wertvoll für Albrecht als schweiz. Geschäftsträger in Wien, da er dort Gelegenheit hatte, in diesem Kreise weiter zu verkehren. Nach der Rückkehr begleitete Ludwig Albrecht die zwei hinterlassenen Töchter des berühmten Prinzen von Ligne, die Gräfin Palfy und die Generalin von Spiegel, deren Bekanntschaft er in Wien gemacht hatte, auf die Kunstausstellung in Bern, wo namentlich die Werke der Genfer Meister ihre Bewunderung erregten. Auch diesen Damen und ihren Familien begegnete Albrecht wieder in der Wiener Gesellschaft.

In dieses harmlose Leben warfen die Ereignisse, welche sich in umliegenden Staaten, ganz besonders in Paris vollzogen, schon bald ihre tiefen Schatten. Dort war am 25. Juli König Karl X. zur Unterzeichnung von drei reaktionären Verordnungen gezwungen worden, welche die Verfassung verletzten und dadurch dreitägige Straßenkämpfe heraufbeschworen, die den König zur Abdankung bewogen. Sie geschah zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Chambord, doch wurde an dessen Stelle durch Beschluß der Pairs und Deputierten der Herzog von Orléans als Ludwig Philipp I. auf den Tron erhoben. Diese revolutionären Bewegungen in den Nachbarstaaten blieben nicht ohne Einfluß auf die Zustände im eigenen Lande. Freiheitliche Bestrebungen, namentlich zu Gunsten der Aufhebung der Zensur und Gewährung voller Preßfreiheit hatten zur Bildung einer großen liberalen Partei geführt, die nach mehr Freiheit in den Kantonen und mehr Einheit und Kraft im Bunde strebte. Es mögen auch zweifellos in mehreren Kantonen Mißstände geherrscht haben, welche eine gewisse Unzufriedenheit des Volkes gegen die regierenden Parteien rechtfertigten. Ob dies

in dem Umfange der Fall war, wie es heute in manchen Geschichtswerken der Schweiz niedergelegt ist, wird hoffentlich später eine völlig unbefangene Geschichtsforschung klarlegen. Ludwig Albrecht, den wir als einen einsichtigen, wohlunterrichteten und guten Patrioten kennen lernten, schreibt darüber: „Die Folgen der Umwälzungen in Frankreich machten sich auch sehr bald in der Schweiz geltend. Mißtrauen, Schmähungen, Verleumdungen gegen alles Bestehende wurden mit größter Tätigkeit von Aufhebern ausgestreut und das Volk zu Unzufriedenheit und Ungehorsam aufgefordert, was Volksbewegungen und Aufstände in mehreren Kantonen hervorrief, durch die alle aristokratischen Regierungen gestürzt wurden. Die Freiheit der Presse und die Souveränität des Volkes wurden als allein heilbringender Grundsatz aufgestellt und somit ein Zustand der Dinge herbeigeführt, der nach meiner Ansicht unmöglich das Glück meines teuren Vaterlandes begründen kann, indem derselbe weder auf Religion, noch auf Gerechtigkeit, noch auf Billigkeit, noch auf Kenntnis des menschlichen Herzens, noch auf die Bedürfnisse des Staates, noch auf die Lehren der Geschichte begründet ist.“ Seine Schwester Sophie schrieb damals in ihr Tagebuch: „Der Vulkan von 1789 brach von neuem aus und es scheint noch nicht genug zu sein an dem, was 30 Jahre des Krieges, des Unglücks und des Frevels über Europa gebracht haben. Denn die Revolution spukt in allen Köpfen und wird erst mit dem Sturze aller Könige und der Vernichtung der Religion enden, trotzdem die Interessen der Menschheit die Niederschlagung dieser Hydra der Revolution verlangen. Das ist der Wunsch aller anständigen Leute, Aller, die in Ruhe leben wollen und die etwas besitzen, mit einem Worte, es ist der Kampf der leeren Taschen gegen die vollen, des Schlechten gegen das Gute.“ Das mag damals allgemein die Stimmung jener Gesellschaftsklassen gewesen sein, die von der neuen Zeit nichts zu gewinnen, aber vieles zu verlieren hatten.

Infolge dieser politischen Veränderungen in der Schweiz, welche vielen Kantonen neue Verfassungen brachten und die Männer, welche ihnen zum Siege verholfen hatten, in die Regierungen riefen, zogen sich 1831 sämtliche Angehörige der familie Effinger von ihren Zivil- und Militärstellungen im Staatsdienste in das Privatleben zurück. Mit gutem Gewissen, wie Ludwig Albrecht schreibt; denn sie seien ruhiger und glücklicher gewesen als die Männer, die aus Neid oder Ehrgeiz zu ihrem Sturze beigetragen und sich in allen ihren Hoffnungen und Erwartungen auf eine bessere Zukunft getäuscht gesehen haben.

Ludwig Albrecht benutzte diesen Sommer zu einer kleinen Reise mit seiner Schwester nach Mülhausen und von da nach Badenweiler, wo sie sich einige Zeit aufhielten. Überall führten, wie ersterer schreibt, die Liberalen und Polenfreunde das große Wort, alle entgegengesetzten Ansichten wurden verhöhnt und verflucht.

Rudolf Emanuel, der nun auch wieder über seine Zeit frei verfügen konnte, suchte die erlittene Unbill auf einer Reise mit seiner Tochter Mathilde nach Pisa, wo sie den Winter zubrachten, zu vergessen. Wenn wir uns erinnern, mit welcher Aufopferung und Gewissenhaftigkeit gerade dieser Effinger seit seinen Jünglingsjahren dem Vaterlande als Offizier und Beamter diente, wie übrigens auch die andern Glieder seiner Familie, denen man dazu Gelegenheit geboten hatte, so darf man sich wohl die Frage vorlegen, ob politische Zustände, für die solche Männer einstanden, der allgemeinen Wohlfahrt des Vaterlandes wirklich so hinderlich waren, daß mit ihrer Beseitigung auch diese fallen mußten, und ob die erstrebten Neuerungen in ihrer Auswirkung bis auf den heutigen Tag vermochten, den wahren Interessen des Volkes besser zu dienen, die schließlich doch darin bestehen, daß Jeder an seiner Stelle unter dem Schutze der Gesetze unangefochten und ohne äußere Not seinem Berufe nachgehen kann.

Am 25. Mai 1832 verheiratete sich Karl Albrecht Eduard May, der ältere der Großsöhne Sophies von Erlach und Bruder Juliettes, mit Sophie Imhof von Rörswil und übernahm darauf das väterliche Gut zu Schöffland.

Ludwig Albrecht machte Ende Juni und Anfangs Juli eine kleine Reise nach Graubünden, das ihm zum Teil noch fremd war, und zwar auf einem Umwege durch die Ostschweiz. Er schreibt darüber:

„Den 22.^{ten} Juni früh morgens verließ ich Frauenfeld und fuhr über Pfyn, Sonderswylen, Wolfsberg, Ermatingen nach Arenenberg, das ich um elf Uhr erreichte. Zu Pfyn, meinem früheren Besitztum, hielt ich an, um einen Blick auf dasselbe zu werfen und dem Kreisamtmann Hüebelin, unserem Verwalter, guten Tag zu sagen. Ich fand das Gut zerstückelt und verschlimmert und den Kreisamtmann fränkelnd. Zu Arenenberg, dem lieblich gelegenen und ebenso eingerichteten Landsitz der Madame Hortense angekommen, wurde ich in das Wohnzimmer eingeführt. Bald erschien der Prinz Louis¹ und hieß mich mit einer Umarmung herzlich willkommen. Nach ihm trat seine Mutter ein, die, beide Hände mir entgegenstreckend, ausrief: „Ich bin versichert, daß Sie und Ihre Frau Schwester den aufrichtigsten und herzlichsten Anteil an meinem Unglück genommen haben (womit sie auf den Verlust ihres älteren Sohnes Ludwig anspielte²) und daß ich auf Euer Liebe und Anhäng-

¹ Es war der jüngere Sohn Karl Ludwig, der spätere Napoleon III.

² Er war am 17. März 1831 zu Forlì in den Armen seines Bruders gestorben.

lichkeit mich immer verlassen darf." Ihr die Hand küssend, beruhigte ich sie hierüber, worauf sie meinen Arm nahm und in das benachbarte Zimmer zum Gabelfrühstück eilte. Nach demselben traten wir ins freie, wo sich Hortense mit der Frau von Canctaur unterhielt. Ich aber, auf meine lange Bekanntschaft, meine redliche Absicht, meine Anhänglichkeit an die liebenswürdige Mutter und meine grauen Haare mich verlassend, nahm den jungen Prinzen beiseits und stellte ihn zur Rede, warum er voriges Jahr für die päpstlichen Rebellen Partie ergriffen und seiner Mutter hierdurch mutwillig ein Land verschlossen habe, dessen Bewohnung im Winter ihr bisher Freude und Trost gewesen sei.¹ Zudem sei dieses Unternehmen höchst undankbar gegen den päpstlichen Stuhl gewesen, der für die Familie Bonaparte seit ihrem Sturz soviel getan und allen Misl und Schutz habe angedeihen lassen. Es sei ferner höchst unklug, erstlich weil ein Aufruhr von einigen hundert Italienern gegenüber von hunderttausend Österreichern unmöglich gelingen könne und stets schmachvoll enden müsse; und zweitens ziehe er die Aufmerksamkeit der Mächte auf sich, gebe ihnen den Beweis, daß er der Feind aller legitimen Regierungen sei — daß ihm nur die Mittel fehlen, ihnen schädlich zu sein — und bereite sich so eine zu große Menge Hindernisse vor, um je zu etwas solidem zu gelangen; und doch sollte sein Betragen, da der Herzog von Reichstadt nicht mehr lange leben dürfte, umso vorsichtiger sein, da die Bonapartisten aller Länder nach dem Hinscheid des Sohnes von Napoleon² ihre Augen und Hoffnungen wahrscheinlich auf den Neffen desselben (d. h. auf ihn) werfen würden; er für seinen Teil glaube zwar nicht, daß er je an die Spitze von Frankreich gelangen werde, allein in einer so bewegten Zeit, wie die unsere, sei vieles möglich, was nicht wahrscheinlich sei. Er hätte sich in keinem Fall zu einem Werkzeug der Propaganda erniedrigen lassen sollen. Ein Mann, der einst zu herrschen hoffe, müsse keiner Partei oder Fraktion dienen, sondern über denselben stehen, sonst sei er ein gebundener Mann und könne nicht mehr so handeln, wie es seine Lage erheische hätte. Ein vorsichtiges, fluges Benehmen und eine gewisse Impassibilität bis zum Zeitpunkt, wo man handeln müsse, ziehe hingegen einen günstigen Nimbus um einen so gestellten Menschen. Die Freunde erteilen ihm alle Eigenschaften, die sie hoffen und wünschen, und die Feinde geben ihm alle jene, die sie fürchten, und dieses sei eine solch vorteilhafte Stellung, daß man sich ihrer nicht leicht begeben müsse. — Er entgegnete: „Sie mögen Recht haben und ich danke Ihnen für Ihren väterlichen Rat. Allein denken Sie sich in meines Bruders und meine Lage; man schmeichelte uns zuversichtlich mit Frankreichs Hülfe und sagte uns, was geschehen soll, ist fürnehmlich zu Gunsten des Hauses Bonaparte abgesehen; während man sich schlägt, werden Sie doch nicht hinter dem Ofen sitzen wollen u. dgl. Ich frage Sie, wie kann ein junger Mann bei solcher Rede nicht das Schwert ergreifen, um alle Mutmaßung, daß er ein Feigling sei, niederzuschlagen. In meinem Alter überlegt man nicht lange, sondern handelt je eher, je lieber.“³

Aus diesen Worten sah ich, daß dem jungen Fürsten Überlegung und Klugheit fehle, daß er nicht gehörige Einsicht in die Lage der Sachen und seiner Stellung hätte, daß er, wie so viele andere Franzosen, sich augenblicklichen Eindrücken überlasse, daß er daher in der Weltgeschichte kaum eine bedeutende Rolle spielen werde.⁴

¹ Er hatte sich mit seinem älteren Bruder an dem Aufstandsversuche Ciro Menottis in der Romagna und den benachbarten Herzogtümern beteiligt, der dem Herzog Franz IV. von Modena die italienische Krone verschaffen sollte. Letzterer zog sich aber treulos von den Verschwörern zurück und ließ Menotti sogar am 26. Mai 1831 hängen, womit der Aufstand ein klägliches Ende nahm.

² Er starb schon am 22. Juli 1832.

³ Vgl. dazu Meyer, a. a. O. S. 301 ff.

⁴ Diese nüchterne Beurteilung des jungen Napoleon steht allerdings sehr im Gegensatz zu dem romantischen Prinzen, wie er in Meyers Buch uns geschildert wird. A. a. O. S. 290 ff.

Der Mutter theilte ich sogleich meine Unterredung mit. „Haben Sie Dank dafür,“ entgegnete sie. „Es sind ganz meine Gedanken und meine Ansichten, allein sie machten auf meinen Sohn wenig Eindruck. Ich bin froh, daß Sie mit ihm sprachen, ehe wir uns unter vier Augen gesehen haben, denn sonst könnte er glauben, ich hätte Sie dazu aufgefordert. Jetzt wird er begreifen, daß auch andere Menschen so denken können wie ich, und es wird zweifellos mehr Eindruck auf ihn machen, weil es von einem Manne kommt, den er schätzt und der dabei durchaus kein Interesse hat, ob es so oder so gehe. Übrigens,“ fügte sie hinzu, „wünsche ich keinen Thron für ihn. Denn in heutigen Zeiten ist es viel glücklicher ein Privatmann als ein Monarch zu sein. Die Kronen sind von Dornen geflochten! Allein es komme, wie es wolle, so soll der Mensch sein Schicksal auf sich nehmen und solches nach dem Ratschluß von oben tragen.“

Sie sprach mir hierauf mit vieler Theilnahme und wahrer Bekümmernis von dem Krankheitszustand des Herzogs von Reichstadt, sagte, sein Hinscheid würde ein großes Unglück für die ganze Familie sein, indem dieser junge Fürst durch seine Geburt, Stellung und Verwandtschaft der natürliche Beschützer derselben wäre. Sie ersuchte mich, sogleich meinem Neffen, dem schweizerischen Geschäftsträger am Wiener Hofe zu schreiben, damit sie ganz genaue und sichere Nachrichten über seinen Zustand erhalte, welches ich nach ihrem Wunsch den folgenden Tag that. Die erhaltenen Nachrichten theilte ich ihr mit, worauf sie mir mit folgenden Zeilen antwortete:

„Je vous remercie Monsieur le Baron des nouvelles que vous me donnez, elles sont bien tristes, il semble que la fatalité s'attache à un nom qui fut si grand. Se voir frappé dans ce qu'il a de plus distingué me fait trembler pour ce qui nous en reste, et mes vœux, comme mon ambition, ne demandent que la vie de ce qui m'est cher. vous savez que je crois plus au bonheur dans l'obscurité qu'au milieu du monde et de ses passions. mais je crois que la sagesse est d'être toujours à la hauteur de sa destinée, de la remplir de son mieux, n'importe ce qu'elle est, et de ne pas faire un pas pour la changer. — vos avis pour mon fils sont très bons, il sait les apprécier, il me charge de vous dire mille choses, il est très affligé de l'état de son cousin, c'était une religion pour lui que tout ce qui appartenait à son oncle; ne m'oubliez pas auprès de votre sœur et recevez tous les deux l'assurance de mes sentiments

Arenenberg le 21 juillet 1832.

Hortense.^{a1}

Die Herzogin schien mir seit drei Jahren, wo ich sie das letzte Mal sah, durchaus nicht gealtert, im Gegentheil besser auszusehen; auch sagte sie, sie befinde sich in der That gesünder als damals. Noch nie hatte sie mich mit mehr Zuvorkommenheit, Güte und Wohlwollen aufgenommen und behandelt als diesmal. Sie führte mich in ihr Arbeitskabinet im ersten Stockwerk, um mir ihre Arbeiten und ihre Reliquien zu zeigen. Es waren dieses vielerlei Gegenstände, welche entweder dem Kaiser Napoleon oder ihrer Mutter, der Kaiserin Josephine, oder ihrem Bruder, dem Prinzen Eugen, zuständig gewesen waren und die sie in einem Glasschrank vor Staub und Betastung heilsam verwahrt hatte. Sie führte mich ferner in die von ihr neu erbaute Kapelle und hatte die Gefälligkeit, meinen Bitten nachzugeben und einige Romanzen zu singen, die sie mit soviel Zartheit und Gefühl zu dichten und in Musik zu setzen weiß, wie ich es schon von früheren Zeiten her wußte. Wir plauderten nun bis Mitternacht, wobei, wie natürlich, viele Gegenstände zur Sprache kamen und wobei besonders die Neuigkeiten des Tages den Stoff liefern mußten. Sie bewunderte den

¹ Das Original des Briefes befindet sich im Schloßarchiv.

Mut und die Aufopferung der Herzogin von Berry und bemerkte: „Sie ist wieder ein neuer Beweis, daß der Kaiser Napoleon Recht hatte, als er behauptete, que parmi les Bourbons il n'y a que les femmes qui sont des hommes.“¹ Sie tadelte die Verhaftung des Herrn von Chateaubriand als eine Unklugheit der Regierung.² „Mr. de Chateaubriand est une puissance en France,“ sagte sie und hat es ja nie hehl gehabt, daß er der Held und Verfechter der Bourbons sein wolle; ein solcher Mann conspiriert nicht, sondern schreibt und spricht öffentlich zu Gunsten seiner Meinung. Indessen er und die Regierung mögen tun, was sie wollen, so werden sie die Mehrzahl der Franzosen nicht gewinnen. Die Massen sind noch immer für Napoleon eingenommen. Kein Name ist so populär und keiner wirkt so magisch auf dieselben als dieser, weil keiner dem Nationalstolz mehr schmeichelte!

Sie tadelte auch die Generale Gourgaud und Montholon „Können Sie begreifen,“ fuhr sie fort, „daß diese Männer, welche Unglücksgefährten von Kaiser Napoleon zu St. Helena gewesen sind, die Würde, welche ihnen diese Auszeichnung erteilt hatte, so sehr vergessen konnten, um so jämmerlich zu enden: Montholon, indem er in wenig Jahren das Geld, das ihm der Kaiser hinterlassen hatte, in Festivitäten, die weder Ziel noch Maß hatten, aufgehen ließ, und die ganz zwecklos waren und nur seiner Eigenliebe schmeichelten; Gourgaud hat sich zum aide-de-camp von Louis Philippe machen lassen, nachdem er früher aide-de-camp von Napoleon gewesen war. Hätte er blos in seiner Waffe als Artillerie-General gedient, so wäre nichts zu sagen gewesen, er hätte seinem Vaterland gedient. Aber als aide-de-camp von Louis Philippe sich herzugeben, welche Erniedrigung!“ Sie sprach ferner mit vieler Liebe von meiner Schwester und kam mehreremale darauf zurück, es sei häßlich, daß wir ihre Nachbarschaft verlassen hätten. Auch solle ich ihr jetzt den Aufenthalt von einigen Tagen schenken, welches ich aber ablehnte, wohl wissend, daß es besser ist, von hohen Herrschaften gewünscht als denselben lästig zu werden.

Sie sprach mir endlich von einem lezhin bei Wolfsberg gekauften Wald, von einem bedeutenden Verlust, den sie in einem Pariser Haus erlitten, und daß ihre ehemalige Gesellschafterin, Fräulein Courtin, den berühmten Dichter Casimir Delavigne gehehlicht hätte; auch von ihrem Aufenthalt zu Paris³ und ihrer Entree mit Casimir Perrier daselbst. Auf meine Frage, warum sie zugegeben hätte, daß Herr Belmontet einen so unschicklichen Brief über diesen Aufenthalt in die öffentlichen Blätter hätte rücken lassen, sagte sie: „Herr Belmontet ist ein talentvoller aber hitziger Mann, der mir wohl will, der aber in seinem Eifer zu weit gegangen ist. Übrigens ist es mir unmöglich, Schritte zu hindern, von denen ich nichts vernommen, bis sie bereits geschehen sind.“

¹ Sie war die eifrige Verfechterin der Ansprüche ihres Sohnes als Heinrich V. auf den französischen Thron, zu welchem Zwecke sie am 28. April 1832 mit ihren Anhängern in Marseille landete, um im Süden einen Aufstand zu entfachen, der aber niedergeschlagen wurde. Ein zweiter Versuch wurde verraten und die Herzogin als Staatsgefängene in die Citadelle von Blaye gebracht, aber schon im nächsten Jahre freigelassen.

² François René Vicomte de Chateaubriand, wurde 1768 in St. Malo geboren und zeichnete sich später aus als Schriftsteller und Staatsmann. Da er die Gunst der Bourbonen, Ludwigs XVIII. und Karls X., verloren hatte, trat er zur Opposition. Auch Louis Philipp I. verweigerte er den Gulbigungseid, indem er für die Rechte des Sohnes der Herzogin von Berry als Heinrich V. eintrat. Am 29. August 1832, einem trüben Tage hatte er Arenenberg besucht, von dem er uns eine sehr melancholische Schilderung gibt. Dagegen rühmt er den Prinzen als einen jungen, sehr unterrichteten Mann mit bedeutenden Kenntnissen, von ehrenhaftem und ernstem Charakter. Vgl. Meyer, a. a. O. S. 290/91.

³ Während des Aufstandes der Söhne war die Mutter in Rom. Es gelang ihr, mit dem überlebenden jüngeren, obgleich er krank war, nach Paris zu fluchten, wo sie am 20. März 1831 eintraf und von Ludwig Philipp freundlich empfangen wurde. Da man aber gerade die Erinnerung an die Rückkehr Napoleons von Elba feierte, schien die Anwesenheit der beiden gefährlich, weshalb der Ministerpräsident Casimir Perrier ihnen riet, nach London zu reisen wo sie am 17. Mai anlangten. Schriftliche Gesuche von da aus um Erlaubnis zu Besuchen in Frankreich wurden abgeschlagen. Ende August langten beide betrübt wieder in Arenenberg an. Meyer, a. a. O. S. 303 ff.

Am 23. September entriß der Tod Ludwig Albrecht in dem Herrn von Foligny, dem letzten seines Stammes, einen lieben Freund, mit dem er seinerzeit die Reise nach Italien gemacht hatte und der auch öfter Gast auf Wildegg gewesen war. Als Andenken hatte er ihm seine goldene Uhr und 1000 Franken vermacht.

Weit schmerzlicher aber berührte die ganze Familie Effinger am 15. Januar 1833 der Hinschied des alt-Schultheißen Niklaus Friedrich von Mülinen in Bern. Er war, wie wir schon vernahmen, der Schwager Rudolf Emanuels, ein edler Greis von 73 Jahren, der, wie Ludwig Albrecht schreibt, Geist und Lebenserfahrung, Gelehrsamkeit und Gemüt, Weltbildung und wahre Liebenswürdigkeit mit einem ritterlichen Wesen und allen republikanischen Tugenden vereinigte. Sein Umgang habe etwas ungemein Liebliches und Anziehendes gehabt, sein Blick als Staatsmann sei tief und ausgedehnt gewesen und obschon seine Menschenkenntnis ihm diese nur zu oft von der Schattenseite gezeigt habe, sei er doch in seinem Urtheil mild und in seinen Bestrebungen versöhnlich und beruhigend gewesen, im häuslichen Leben der beste Ehemann, der liebevollste Vater, der treueste Freund und frömmste Christ. Sein Vaterland habe er aus voller Kraft der Seele geliebt, sodaß ihn die Wirren desselben tief erschütterten und betrübten, was auch in seinem Testamente vom 12. Oktober 1832 in den Worten Ausdruck fand: „Ich wiederhole hier auf meinem Krankenlager den täglichen Wunsch meines Herzens, daß mein Herr und mein Gott sich meines armen, entarteten Vaterlandes gnädigst erbarme, welches jetzt, durch unhaltbare politische Systeme verwirrt, von unrechtlichen menschlichen Leidenschaften zerrüttet, auf dem Punkte zu stehen scheint, sein lang beneidetes Glück und seine unschätzbare nationale Unabhängigkeit mit wahrem Unsinn auf immer verscherzen.“¹

Am 29. Juni dieses Jahres verheiratete sich Albrecht, der schweizerische Geschäftsträger in Wien, der damals 34 Jahre zählte, mit Fräulein Pauline von Féronce von Rotenkreuz, einem liebenswürdigen, 24jährigen Mädchen katholischer Konfession.² Auch ihm steuerte der

¹ Über ihn vergleiche die kurze Monographie in „Sammlung Bernischer Biographien“ Bd. 2, S. 631 ff., wo weitere Literatur angegeben ist.

² Wie Albrecht unterm 1. Februar 1833 seinem Vater schreibt, blieben die Nachforschungen nach den Voreltern seiner Braut lückenhaft. Nur soviel sei sicher, daß die Familie Féronce zu denen des angesehensten Kaufmannsstandes in Lyon gehört habe. Wie es scheine, seien seinerzeit drei Brüder nach Deutschland ausgewandert, von denen der eine sich in Berlin niederließ; über diesen sei nichts weiteres

gute Onkel die gleiche Summe zur Aussteuer bei, wie seinem jüngeren Bruder. Schon im August führte der Gatte seine junge Frau dem Vater und seiner Schwester Mathilde nach Baden-Baden entgegen, worauf sie sich gemeinsam nach Koblenz begaben, wo Ludwig Rudolf mit seiner jungen Gemahlin aus Spa eintraf, sodaß dem Vater die seltene Freude zuteil wurde, wieder alle Kinder und sogar ihre Gattinnen um sich vereinigt zu sehen. Ludwig Rudolf hatte die letzten anderthalb Jahre in London, Paris, Boulogne und Spa zugebracht; er kehrte auch von dieser Zusammenkunft wieder nach Belgien zurück, um erst Ende November nach der Heimat zu reisen. Wie verhängnisvoll dieser Aufenthalt zufolge der großen damit verbundenen Auslagen seiner Zukunft wurde, sollte sich nur zu bald zeigen.

Während dieses Jahres begann Ludwig Albrecht mit dem Bau des neuen Wasch- und Rebhauses, den er mit der Wohnung für den Rebmann vereinigte und die heute noch stehen.

Auch Rudolf Emanuel wohnte seit dem Rücktritt von seinem Amte in Wangen mit der Tochter Mathilde auf Wildegg, wenn sie nicht größere oder kleinere Reisen in die Fremde führten oder Einladungen zu Verwandten und Freunden riefen. Im großen Ganzen aber verlief auch für ihn das Jahr 1834 in stillem Familienleben mit seinen Geschwistern.

Am 3. April verheiratete sich auch der jüngste Großsohn Sophies, Alfred May von Schöftland, mit Fräulein Julie Wurstemberger, sodaß sie nun alle ihre Großkinder versorgt sah. Während des Jahres besuchte der Vater Rudolf Emanuel das neuvermählte Paar in Wien, wo er sich drei Monate aufhielt und Abstecher nach Böhmen und Preßburg machte, um alte Freunde zu begrüßen.

Infolge des Systemwechsels in Bern, welcher den Radikalen weit aus die Mehrheit in der Regierung zugeführt hatte, beantragte diese die Abberufung Albrechts von seinem Posten als schweizerischer Geschäftsträger am österreichischen Hofe und wendete sich zu diesem Zwecke vor der Tagsatzung durch Zirkulare an sämtliche Kantonsregierungen.

zu erfahren gewesen. Ein zweiter sei als Braunschweig'scher Staatsminister zum Baron von Rotenkrenz erhoben worden. Der dritte sei Paulinens Großvater. Seine Tochter lebe noch in Leipzig als Witwe des Banquiers Dufour. Der Braunschweiger Großonkel habe Paulinens Vater seinen Titel und ein fideikommißvermögen von 150 000 Schweizerfranken hinterlassen, in dessen Besitz sich zur Zeit Lyonais, der um ein Jahr ältere Bruder Paulinens, befinde, der vor kurzem geheiratet habe.

Dieses Vorgehen wurde durch seinen Stand und seine Verwandtschaft mit dem bernischen Patriziat zu begründen versucht. Da aber keine Ursache vorlag, um gegen seine Amtsführung etwas einzuwenden, sondern man vielmehr die Überzeugung hatte, daß er seine Mission aufs beste erfülle, sprachen sich in der Abstimmung 18 Standesstimmen gegen dieses Vorhaben aus und der Vorort fügte der Anzeige von seiner Wiederbestätigung sogar die ehrenvolle Bemerkung bei, daß man mit seinen dem Lande in Wien fortwährend geleisteten guten und einsichtsvollen Diensten ebenso sehr zufrieden sei, wie mit seiner Pflichttreue.

Während des Jahres 1855 ließ Ludwig Albrecht das sog. Kastell hinter dem Schlosse abtragen und in einen Garten verwandeln, indem er zugleich die kleinen Nebengebäude aufführte, welche heute noch stehen.

Ein Versuch, Ludwig Rudolf und seine junge Gemahlin, welche zusammen nach ihrer Rückkehr

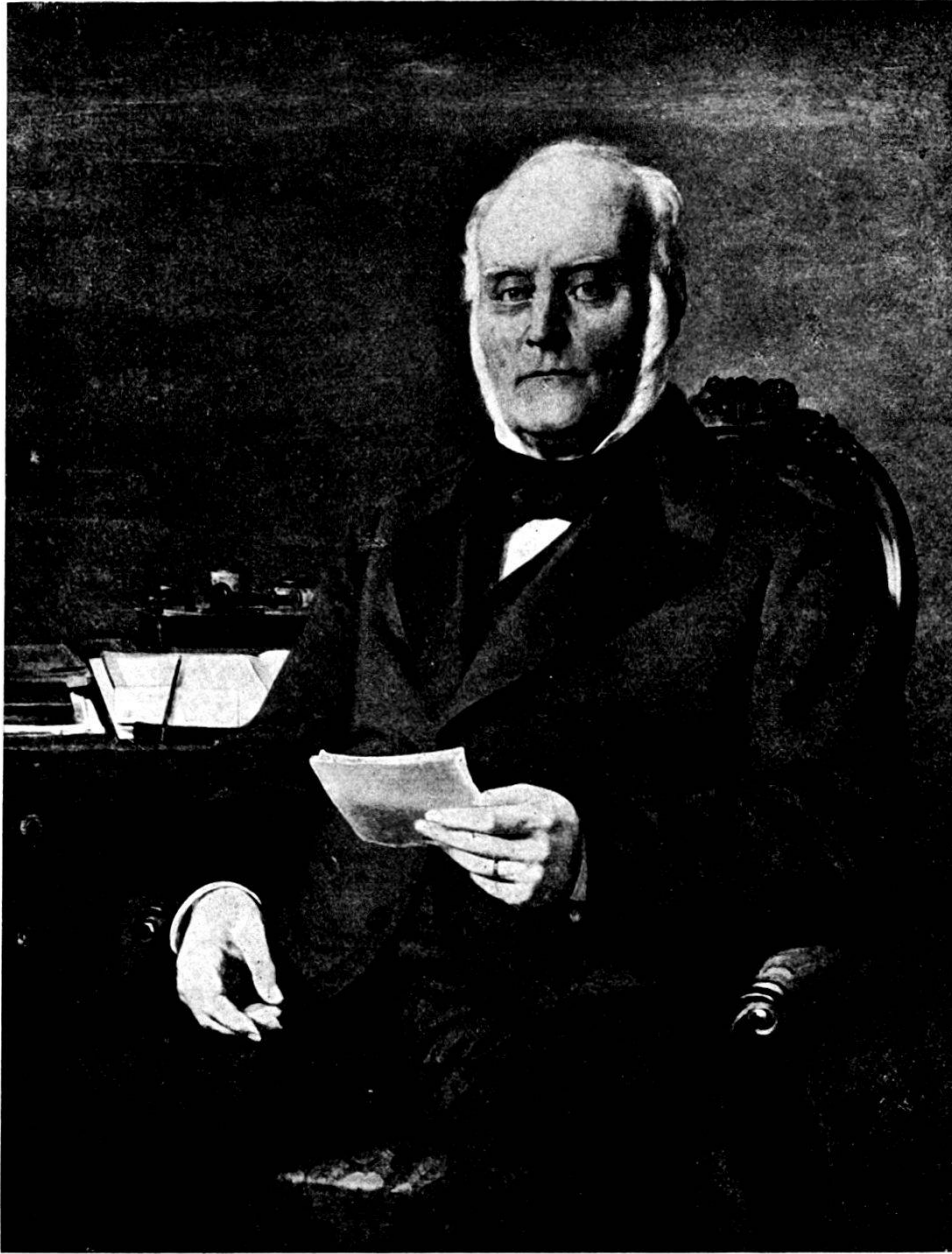
eine einfache Wohnung im Hause Volz an der Marktgasse in Bern gemietet hatten, zur Übersiedlung nach Wildegg zu bewegen, scheiterte am Widerstande Juliettes, welche damals einem frohen Ereignisse entgegen sah. Vielleicht dürfte auch die schlimme finanzielle Lage, in welche sie sich unbesonnener Weise während ihres langen Aufenthaltes im Auslande gestürzt hatten, zu diesem Widerstande beigetragen haben. Der junge Gatte, der sich nur der Kunst zu widmen gedachte, um damit einen Teil des Lebensunterhaltes für seine Familie aufzubringen, zeichnete oft bis in den Morgen hinein, sodaß sich die jungen Eheleute zuweilen nur beim Mittagmahle sahen.



Abb. 75. Mathilde von Effinger (1806—1880).

Am 4. Januar des Jahres 1836 traf nach einer neunjährigen, kinderlosen Ehe der längst ersehnte Nachwuchs ein, leider kein Stammhalter, sondern ein Mädchen. Trotzdem war die Freude groß. Es wurde am 30. Januar im Münster zu Bern auf den Namen Julia Sophie Pauline getauft. Die Patenschaft übernahmen der Großvater Rudolf Emanuel, die Großtante und zugleich Großmutter Sophie von Erlach und die junge Frau Sophie May geb. Imhof von Schöffland. Ludwig Albrecht begleitete seine Schwester zu diesem frohen Familienfeste, worauf beide die ersten vier Monate des Jahres in Bern zubrachten. Im übrigen verlief auch dieses Jahr ohne bedeutende Ereignisse. Doch bereitete es ein solches vor, das bald zu großen Beunruhigungen in der familie führen sollte.

Schon am 1. Januar 1836 hatte Mathilde in ihr Tagebuch geschrieben, es werde das kommende Jahr das bedeutungsvollste in ihrem Leben sein. Im vergangenen habe sie ihre innere Ruhe gefunden; vor Schluß des angetretenen werde sie entweder von Gott abberufen werden, worum sie ihn täglich bitte, oder dann sei sie in ein völlig ihm geweihtes Leben eingetreten. Mathilde war von Jugend auf ein schwächliches und zu Träumereien geneigtes Kind gewesen. Schon in seinem 11. Lebensjahre hatte das zarte, feinsinnige Mädchen seine Mutter verloren, deren Beistand ihm bei seiner geistigen Beanlagung so dringend notwendig gewesen wäre. So mußte seine Erziehung während der wichtigsten Jahre in fremde Hände gelegt werden, denn dem Vater ließen seine Amtsgeschäfte wenig Zeit, um sich mit seinen Kindern abzugeben, trotzdem er sie innig liebte. Die Tochter mochte sich daher von Jugend auf vereinsamt gefühlt haben und dieses Bewußtsein reifte sich nach und nach zu religiöser Melancholie aus, welche in Verbindung mit einer schwächlichen Gesundheit die Lebensfreude mit jedem Jahre mehr absterben ließ. Wie uns ihre Aufzeichnungen, namentlich auch die gewissenhaften über die jedes Jahr von ihr gelesenen Bücher beweisen, wählte sie sich zu ihrer Lektüre mehr und mehr religiöse Schriften und namentlich solche katholischer Verfasser, sodaß in ihr allmählich der Entschluß reifte, mit dem Übertritte zu dieser Konfession dem bisherigen Leben zu Gunsten eines neuen zu entsagen, das ausschließlich Werken im Dienste Gottes gewidmet sein sollte. Der zeitweilige Verkehr mit Katholiken, denen sie zweifellos ihr Vorhaben mitteilte, mochte sie darin bestärken. Zwar setzte der Ausführung dieses Planes der streng protestantische Sinn ihrer ganzen familie ein fast



Ludwig Rudolf von Eßfinger,
1803—1872.



Adelheid, Sophie, Julie May,
Gemahlin Ludwig Rudolf von Effingers.

1809—1870.

unüberwindliches Hindernis entgegen, doch war das Leben in stiller Zurückgezogenheit mit ihrem kränkenden Vater auf Wildegg nicht geeignet, ihre Gedanken wieder mehr weltlichen Dingen zuzulenken.

Schon seit seinem Rücktritte aus dem bernischen Staatsdienste hatte sich Rudolf Emanuel um Wildenstein interessiert, das einst seinen Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite gehörte. Bei dem Verkaufe der gesamten Liegenschaft durch einen Anwalt des Generals Rapp im September 1819 hatte man, um einen besseren Erlös zu erzielen und wohl auch um sicher Käufer zu finden, das alte Schloßgebäude von dem Hofgute und dem übrigen Grundbesitze getrennt und letzteren stückweise auf der Gant zum Ausruße gebracht. Infolgedessen ging das erstere an einen Fürsprecher Umsler über, das Schloßgut kaufte ein Johann Läder und die einzelnen Landparzellen fanden andere Liebhaber. So war es Ludwig Albrecht noch im gleichen Jahre möglich geworden, von einem derselben die 50 Jucharten Wildensteiner Schachen um 6000 Franken zu erwerben. Am 26. September 1831 war auch das Schloßgut an den alt-Schultheißen Niklaus Friedrich von Mülinen in Bern übergegangen, der mit dessen Verwaltung seinen Schwager Rudolf Emanuel betraute. Diesem wäre es lieb gewesen, wenn von Mülinen auch das alte Schloß erworben hätte. Es war ihm auch zu verschiedenen Malen vergeblich angeboten worden. Darum machte ihm Rudolf Emanuel den Vorschlag, er möchte wenigstens sein Pächterhaus so ausbauen lassen, daß sowohl sein Besitzer als auch er als Verwalter darin wohnen können, was ihm seine Aufgabe erleichtern würde. Allein auch dazu war von Mülinen nicht zu bewegen. Er entschuldigte seine Absagen mit seinem hohen Alter und seiner angegriffenen Gesundheit. Zudem sei einer seiner beiden Söhne Pfarrer und darum nicht in der Lage, je auf Wildenstein Wohnung zu nehmen, der andere aber ziehe dafür die Besitzungen seines Vaters in der Nähe von Bern vor. Schließlich ließ er aber dennoch mit Schreiben vom 9. Oktober 1832 dem Besitzer Umsler aus Schicklichkeitsgründen durch seinen Schwager 10000 Franken dafür bieten. Sollten diese aber nicht angenommen werden, so wollte er endgültig darauf verzichten. Die Zusage scheint nicht erfolgt zu sein, und schon am 15. Januar des folgenden Jahres rief den franken Greis, wie wir schon vernahmen (S. 341), der Tod ab. Infolgedessen ging am 24. Dezember 1836 die Burg um 8500 Franken an den Großrat Rudolf Baumann von Schafisheim über. Aber auch dieser hatte nicht im Sinne, sie zu behalten, sondern bei erster Gelegenheit wieder mit Vorteil zu veräußern.

Während des Sommers ließ Ludwig Albrecht ein großes Korn- und Weinmagazin gegenüber dem Bauernhause errichten, da zufolge des Abbruches des früheren Kornhauses und des Mangels geeigneter Keller für den Wein sich das Bedürfnis nach solchen Unterkunftsräumen immer dringender gestaltete hatte.

Auch mit Arenenberg wurden von dem Geschwisterpaare die früheren Beziehungen weiter gepflegt. Am 29. Januar 1836 bat Prinz Ludwig seinen väterlichen Freund und Berater Ludwig Albrecht um Entschuldigung, daß er dessen liebenswürdigen Brief erst jetzt beantwortete, weil daraus vielleicht auf ein Abflauen seiner und seiner Mutter Zuneigung geschlossen werden könnte, was durchaus nicht zutraf. Er hätte ihn gerne in Bern aufgesucht, leider aber keine Zeit dazu gefunden. Denn er habe dort nur die Postpferde gewechselt, als er seinen Onkel Jérôme (den ehemaligen König von Westfalen) begleitete, dem seine Gemahlin (eine Prinzessin von Württemberg) gestorben sei. Er reise mit seiner Mutter während des Winters nicht nach Genf, sondern bleibe in Arenenberg, wo er seine Zeit zu Studien verwende und nebenbei dem jüngsten Sohne seines Onkels Jérôme (Napoleon, 1859 vermählt mit Clothilde, der Tochter König Viktor Emanuels II. von Sardinien) Mathematikstunden gebe.¹ Ihr liebstes Vergnügen sei, sich schlittschuhlaufend auf dem gefrorenen See herumzutummeln. Es freue ihn, daß der Brief, der von ihm in den Zeitungen erschienen sei, Ludwig Albrechts Beifall gefunden habe. Er dürfe auch versichert sein, daß er schon zufolge seines Namens sich keiner Partei anschließen werde (nach Ludwig Albrechts früherem Rat), sondern Alles achte, was groß und schön und nach Allem strebe, von dem er glaube, daß es nützlich sei, indem er nur sein Gewissen zur Richtschnur seines Handelns mache. Sein kürzlich veröffentlichtes Werk über die Artillerie („Manuel d'artillerie“) sei von einigen französischen Generalen gelobt worden. Dessen Abfassung habe beinahe drei Jahre beansprucht, und er würde es ihm auch zusenden, wenn der behandelte Stoff nicht ausschließlich ein Fachinteresse böte. Seine Mutter lasse ihn grüßen und sich auch seiner Schwester empfehlen.²

In einem zweiten Schreiben vom 30. Mai 1836 bedankt er sich bei Ludwig Albrecht für die Zusendung einer Broschüre über die Inte-

¹ Dieser bezog noch im gleichen Jahre die württembergische Kriegsschule zu Ludwigsburg, die er 1840 wieder verließ.

² Original im Schloßarchiv. Über Napoleons publizistische Tätigkeit vgl. Meyer, a. a. O. S. 310 ff.

reissen und Bedürfnisse der Eidgenossenschaft,¹ doch hätten ihn dringende Geschäfte bis jetzt verhindert, sie zu lesen. Die Beschreibung Berns durch Stapfer² habe ihm großes Vergnügen bereitet und ganz besonders hübsch seien die Stiche. Er danke ihm für seine vielen Aufmerksamkeiten und versichere ihn, daß sie keinem Undankbaren gegenüber geschehen. Seine Mutter gedenke, während des ganzen Sommers auf dem Lande zu verbleiben und lasse ihm mitteilen, daß sie sich freuen würde, ihn bei sich zu empfangen. Er beabsichtige, in etwa 20 Tagen nach Schinznach zu verreisen, denn obgleich er sich durchaus wohl fühle, habe man ihn genötigt, dorthin zu gehen, um den Rückfall eines Halsleidens zu verhüten, von dem er befallen worden sei. Es werde ihn freuen, seinen Freund auf seinem alten Schlosse zu besuchen und auch der Frau von Erlach, von der er hoffe, daß sie sich gesund befinde, seine Aufwartung zu machen.³

Während des Sommers 1836 verschlimmerte sich der Zustand Hortensens zusehends. Dazu trugen bald die Sorgen um ihren einzigen Sohn wesentlich bei. Denn am 30. Oktober 1836 versuchte derselbe mit Hilfe einer Anzahl französischer Offiziere, durch einen Handstreich sich der Festung Straßburg zu bemächtigen, um von dort aus das französische Kaiserreich wieder herzustellen. Doch mißlang dieser Anschlag völlig.⁴ Napoleon wurde mit seinen Verschwörern verhaftet und nach Paris abgeführt, jedoch nicht vor Gericht gestellt, sondern nach Amerika geschickt.⁵ Hortense, die, um ihren Sohn zu retten, nach Paris reisen wollte, die Stadt selbst aber nicht betrat, gab von dem Schmerze über sein unbesonnenes Unternehmen dem Wildegger Geschwisterpaare Kenntnis durch ein Schreiben ihrer Hofdame Valérie Chapuyer vom 17. November, worin diese mitteilte, ihre Herrin halte sich zwar sehr tapfer und beabsichtige sogar, dem Sohne in seine Verbannung nach Amerika zu folgen, doch leide ihre Gesundheit unter den Sorgen. Auf alle Fälle

¹ Die reichhaltige Literatur jener Zeit gestattet keinen bestimmten Schluß auf Titel und Verfasser dieser Schrift.

² Stapfer, P. A. Histoire et description des principales villes de l'Europe: Berne. Paris 1835.

³ Original im Schloßarchiv.

⁴ Darüber berichtet Meyer a. a. O. ausführlich S. 323 f. Auch Oberst Parquin auf Wolfsberg war in die Verschwörung verwickelt und verlor dadurch den größten Teil seines Vermögens. Seine Gattin war glücklicherweise vorher gestorben.

⁵ Vgl. Alfred Stern, Geschichte Europas von 1830—1848, S. 265 ff., den Bericht Bombelles vom 8. Dezember 1836 und den Brief Hortenses an Bombelles vom 8. Dezember 1836, a. a. O. S. 444 ff.

hoffe sie, Sophie und Ludwig Albrecht werden ihr ihre Freundschaft auch fernerhin bewahren. Diese versäumten nicht, die Kranke unverzüglich ihrer tiefsten Theilnahme an ihrem neuen Unglücke zu versichern, wofür sie sich durch ihre Hofdame mit einem Schreiben vom 6. Dezember bedankte und zugleich mittheilte, ihr Sohn wünsche nicht, daß die Mutter ihm das Opfer einer Reise nach Amerika bringe, doch wolle sie sich nicht abhalten lassen. Die Zeit der Abreise sei noch unbestimmt, auf alle Fälle müßte man eine bessere Jahreszeit abwarten.

Das Jahr 1837 wurde für die familie Effinger wieder ein recht ereignisvolles. Am 2. März traf aus Arenenberg die Nachricht ein, daß Hortense schwer krank sei und seit drei Monaten ihr Ruhebett nicht mehr verlassen habe. Sie Sorge sich die ganze Zeit um ihren Sohn, von dem man am 30. Januar noch keinen Bericht gehabt habe, daß er in New-York angekommen sei. In dieser traurigen Lage verlange sie nach ihrem alten italienischen Leibbarzte. — Diesem Schreiben folgte am 12. April ein zweites, das die freudige Nachricht von der Ankunft Napoleons in Rio de Janeiro enthielt, von wo aus er der Mutter zwei Briefe geschrieben habe. Zur Zeit dürfte er in New-York angekommen sein. Darüber sei die Mutter sehr glücklich. Mit ihrer Gesundheit stehe es aber nicht besser. Man habe geglaubt, daß sie sich einer Operation unterziehen müsse und zu diesem Zwecke Professor Esfranc aus Paris kommen lassen, doch sei dies glücklicherweise nicht notwendig gewesen.

Anfang Mai folgte Ludwig Albrecht der freundlichen Einladung zu einem Besuche. Am 15. schrieb er seiner Schwester auf der Rückreise von Frauenfeld aus, daß er soeben von Arenenberg komme. Hortense sei nur noch der Schatten von früher und ihre Hofdame habe ihm mitgeteilt, daß man sie über ihren wirklichen Zustand täusche und ihr alle Briefe und Zeitungen unterschlage, damit sie sich nicht aufregen könne. Sie habe ihn, auf dem Sopha liegend, den Kopf gegen die Wand gekehrt, empfangen und ihm nach einem kurzen Gespräche, wobei sie sich auch über Sophie erkundigte, die Hand gegeben mit den Worten: „à revoir, j'espère“. Schon vor 14 Tagen sei Ludwig vom Gesundheitszustande der Mutter benachrichtigt worden, doch glaube man nicht, daß er sie noch lebend antreffen werde, denn sie sei bis auf Haut und Knochen abgemagert und ohne Schlaf und Appetit.

Ein letzter Brief traf am 24. Juli aus Arenenberg ein, welcher meldete, Hortensens Zustand habe sich während einem Monat auffallend

stark gebessert, sodaß man wieder Hoffnung schöpfte. Doch sei am 24. Juni ein Rückschlag eingetreten, der nun das Schlimmste befürchten lasse. Ihr Sohn Ludwig befinde sich bereits in London, habe aber dort Schwierigkeiten für die Weiterreise, des Passes wegen, sodaß man nicht mehr an seine Ankunft vor ihrem Tode glaube. Trotzdem beschäftigte sich die Mutter mit dem Plane, die Bäder von Baden in der Schweiz zu besuchen.

Am 4. Oktober erlöste der Tod die unglückliche Königin von ihren Leiden und beraubte dadurch das Geschwisterpaar auf Wildegg einer treuen, liebenswürdigen Freundin. Napoleon wurde zwar noch der Trost des Wiedersehens zuteil. Da aber die französische Regierung seine Ausweisung forderte, mußte er im August 1838 unser Land verlassen, worauf er sich nach London begab.

Am 28. Mai 1837 schenkte Juliette ihrem Gatten ein zweites Mädchen, was der familie abermals eine Enttäuschung brachte. Es wurde am 17. Juni ebenfalls im Münster zu Bern getauft auf den Namen Pauline Adelheid Julie. Taufzeugen waren Alfred May von Schöftland, Besitzer von Ursellen, Frau Pauline von Effinger geb. von Féronce in Wien und Frau Julie May von Rued geb. May von Belletruche. Albrecht in Wien tröstete seinen Bruder darüber und sprach dabei die Hoffnung aus, es möchte ihm nicht ergehen wie ihrem Ahnherrn Hans Thüring, dem seine Gemahlin, auch eine May von Schöftland, acht Mädchen schenkte, bevor ein Stammhalter eintraf. Wohl ahnte damals noch niemand, daß das junge Mädchen die letzte ihres Stammes sein werde.

Der Vorsatz, den Mathilde zu Neujahr gefaßt hatte, sollte nun im Verlaufe des Jahres wirklich in Erfüllung gehen. Schon am 27. März schrieb Albrecht dem Vater von Wien aus, da die Gesundheit seiner Schwester während des Winters außerordentlich gelitten habe, sollte man sie im Herbst nach Nizza bringen, wo ihr Übertritt zur katholischen Konfession ohne jedes Geräusch und Aufsehen erfolgen könnte, denn das würde ihrem Zustande zweifellos sehr zugute kommen. Und als dieser Vorschlag wenig Anklang fand, schlug er mit Schreiben vom 22. Mai das französische Kloster ob Monte Cavallo in Rom vor. Es sei in jeder Beziehung zu empfehlen, nicht nur wegen seiner gesunden Lage, sondern auch wegen der leichten Ordensregel, da man selbst Pensionärinnen annehme. Die Ausführung dieses Planes ging aber

nicht so leicht von statten; denn er fand, abgesehen von den katholischen Freunden, die, wie der selbst übergetretene Karl von Haller-von Wattenwil, zuredeten, bei den Familienangehörigen wenig Unterstützung. Nur Albrecht, der selbst eine katholische Frau hatte, urteilte milder. Besondere Sorge aber bereitete Allen Mathildens Gesundheitszustand, denn man fürchtete, daß sie die strenge Obedienz einer Nonne körperlich nicht ertragen und es ihrem unabhängigen Charakter auch nicht zusagen würde, ihr ganzes Leben hinter Klostermauern zu verbringen. Vielmehr könnten Reue und Gram über diesen Schritt ihre angegriffene Gesundheit vollständig erschüttern. Auch Ludwig Albrechts alter Freund, David Hess im Beckenhof zu Zürich, warnte vor diesem Übertritte wegen der Verdächtigungen, die von Seiten der politischen Gegner daraus gegen die familie Effinger erhoben werden könnten. Aber trotz allen Vorstellungen ihrer Familienangehörigen und nächsten Verwandten wechselte Mathilde am 23. August in Solothurn ihre Konfession und nahm am 8. Dezember in Montet bei Estavayer den weißen Schleier einer Novize des Sacré-Coeur.

Schon einige Tage vor dem Übertritte der Schwester war Ludwig Rudolf zu seinem Bruder nach Wien verreist, wo er am 31. des gleichen Monats eintraf, während seine Gattin mit den beiden kleinen Kindern im Volz'schen Hause in Bern verblieb. Zweck dieser Reise war die Dervollkommnung in seiner Kunst, da ihm seine Vermögensverhältnisse nahe legten, sich auf einen Beruf vorzubereiten, denn sein und seiner Gemahlin Vermögen waren bedeutend zurückgegangen. Die Aussteuer der letzteren hatte 61 000 Schweizerfranken betragen, eine für die damalige Zeit sehr ansehnliche Summe. Davon waren zu ihrem persönlichen Gebrauche 10 000 franken ausgeschieden worden. 6000 weitere franken dienten als Kapital zur Verzinsung der Rente an ihren Großvater von Erlach und 9000 franken hatte die Dervollständigung ihres Hausrates gekostet, sodaß als zinstragendes frauenvermögen nur noch 36 000 franken übrig blieben. Dazu hatte ihr Gemahl 30 000 franken mitgebracht, sodaß ihre Einkünfte zu dem damaligen Geldzinse von 4% im Ganzen 2640 Schweizerfranken betrugen. Da diese bei weitem nicht ausreichten, um die Bedürfnisse des kostspieligen Haushaltes zu decken, hatte man mit der Zeit dem zinstragenden Kapital 22 000 franken entnehmen müssen, sodaß die Einkünfte auf 1760 franken zusammenschmolzen. Von diesen beanspruchte Ludwig Rudolf während seiner Abwesenheit 760 franken, sodaß seiner Gemahlin für

sich und ihre Kinder ein Jahreseinkommen von kaum 1000 Franken verblieb. Das war auch für die damalige Zeit wenig.

In Wien tat Albrecht alles, um seinem Bruder das Leben angenehm zu machen. Allein die Trennung von der Familie war doch schmerzlich und man beriet darum, wie es möglich wäre, sie wieder zu vereinigen, ohne dessen Studien zu unterbrechen. Eine Zeitlang glaubte man, daß ein Aufenthalt in München sich dazu besser eignen würde, doch bot Wien den Vorteil, daß an der kaiserlichen Akademie der ganze Unterricht unentgeltlich war und man nicht nur Gelegenheit hatte, vorzügliche lebende Meister kennen zu lernen, sondern auch treffliche Gemälde- und Antikensammlungen zu besuchen, die den Studien förderlich waren; außerdem standen den Schülern auch lebende Modelle zu Gebote. Ludwig Rudolf arbeitete im Atelier des Malers Ranftl¹ täglich von 9—3 Uhr gegen eine monatliche Entschädigung von 12 Gulden. Allein je mehr er sich seinem neuen Berufe widmete, desto schwerer lastete auch der Zweifel auf ihm, ob er es darin zu etwas bringen werde. So schreibt er im November, er spüre täglich, wie schwer es ihm falle, einen neuen Beruf in einem Alter zu ergreifen, wo man statt säen ernten sollte. Trotz alledem trug er sich sogar mit dem Plane, nach Rom zu gehen, da man, wie ihm Freunde versicherten, nur dort die höhere Weihe der Kunst empfangen könne.

Von Albrecht verlangte sein Beruf, daß er die freie Zeit der Gesellschaft widme. Da er als einfacher Herr von Effinger sich in den hocharistokratischen Kreisen etwas beengt fühlte, wandte er sich an seinen Onkel Ludwig Albrecht mit der Bitte, er möchte ihm doch die nötigen genealogischen Erhebungen zur Verfügung stellen, damit er sich den Freiherrentitel verschaffen könne; denn er halte dies im Interesse seiner Stellung für durchaus notwendig. Auch sei heute die Gesellschaft zum Distelzwang noch in der Lage, ihm die Richtigkeit seiner adeligen Ahnen bestätigen zu können, dagegen wisse man bei der Unsicherheit der Zeiten nicht, wie lange sich dieselbe weiter zu halten vermöge und dann wäre es nicht mehr möglich, diesen Plan überhaupt auszuführen. Tatsächlich

¹ Mathias Joh. R. Ranftl wurde am 21. Februar 1805 als Sohn eines Gastwirthes in Wien geboren, bezog dort die Akademie und machte darauf verschiedene Reisen durch Deutschland und die Schweiz. Nach Wien zurückgekehrt, trat er seit 1826 mit eigenen Werken hervor, namentlich hist. Bildern. Darauf betätigte er sich in Rußland und Kroatien als Portraitmaler, kam 1831 nach Wien zurück und wurde nun außerordentlich fruchtbar als Genremaler, Tiermaler und Karikist. Er starb am 1. Nov. 1854.

wurde denn auch das erforderliche Aktenstück ausgemacht; es befindet sich heute noch im Schloßarchiv.

Leider kränkelte Albrechts Frau fast fortwährend; aber auch ihre Schwägerin Juliette fühlte sich seit ihrer zweiten Geburt nie mehr recht wohl.

Die drei alternden Geschwister Sophie, Rudolf Emanuel und Ludwig Albrecht wohnten während des ganzen Jahres zusammen auf Wildegg. Rudolf Emanuel litt schwer unter der Gicht, welche sogar die Ausweichung eines Schenkelfnochens bewirkte, dessen Heilung man, da alle anderen Mittel versagten, zweimal durch die Verwendung des Glüheisens herbeizuführen suchte. Dazu kam, daß in diesem Jahre überall die Grippe mit außerordentlicher Heftigkeit wütete. Die Klagen darüber tönen uns aus allen Briefen entgegen. In Basel berechnete man beim Höhepunkte dieser Epidemie die Zahl der täglichen Erkrankungen auf 600. Trotz alledem trug sich Rudolf Emanuel mit dem Plane, das Schloß Wildenstein zu erwerben, doch führten die bezüglichen Unterhandlungen vorderhand noch zu keinem Kaufe. Ludwig Albrecht ließ zum Bauernhause einen neuen Stall erbauen. Damals wurde die schöne Rüstung in der Halle aufgestellt (Abb. 33), die Rudolf Emanuel wahrscheinlich irgendwo erworben hatte.¹ Denn wir erfahren aus seinen Briefen schon einige Jahre vorher, daß er sich in Aarau nach alten Rüstungen umsah und sich beklagte, nur noch Bruststücke gefunden zu haben. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, daß sie sich schon früher auf Wildegg befand und bei der Aufhebung der Waffenkammer 1798 abgeliefert werden mußte, sodaß es sich nur um eine Rückerwerbung handeln würde.

Hatte das Jahr 1837 große Sorgen wegen Mathilde gebracht, so begann das neue mit nicht geringeren um das Wohl Ludwig Rudolfs und seiner Gattin. Wie wir schon vernahmen, befand sich das junge Ehepaar finanziell in sehr bedrängten Verhältnissen. Dazu trugen nicht zum mindesten die Meinungsverschiedenheiten der Vertreter der alten aristokratischen und der neuen demokratischen Zeit in der Familie bei. Hauptvertreter der ersteren war Sophie von Erlach, die es ihrem Neffen nicht verzeihen konnte, daß er sich dem Künstlerberufe widmen wollte, um durch den Verkauf von Werken, die seiner Hände Arbeit waren, das Einkommen zu verbessern. Sie stellte darum auch nur

¹ Darnach wäre die S. 95 geäußerte Ansicht zu forrigieren.

dann Hülfe in Aussicht, wenn sich das junge Paar entschliesse, nach Wildegg zu kommen und die Schloßgutwirtschaft zu übernehmen. Allein dazu konnte sich Ludwig Rudolf nicht verstehen, da er einerseits an seinen Beruf als Künstler glaubte, anderseits zu stolz war, um von seiner familie gleichsam ein Almosen entgegenzunehmen. Er wurde darin von seinem Bruder Albrecht insofern unterstützt, als ihm dieser mit größter Liberalität seine Gastfreundschaft erwies und ihm sogar den Vorschlag machte, um die Zeit möglichst gut auszunützen, Wien nicht vor dem Mai des kommenden Jahres zu verlassen. Bis dahin glaubte Ludwig Rudolf auch mit seinem Gelde leidlich auszukommen, da er sich nicht nur von der großen Gesellschaft soviel als möglich zurückzog, sondern auch recht einfach lebte. Dafür ruft er in einem Schreiben an seinen Vater vom 7. Januar 1838 seinen Bruder Albrecht als Zeugen an. „Wenn ich“, so schreibt er, „früher in meinen Finanzen nicht die gehörige Ökonomie beobachtete, so hat das über mich hereingebrochene Unglück mich, so Gott will, für immer gewitzigt. Ich glaube zuversichtlich, es habe auch bei Juliette das gleiche Resultat hervorgebracht, sodaß sie gewiß die Subsidien, die ich ihr zugesprochen habe, nicht aufzehren wird, wenn sie es mit weniger machen kann.“ Der junge Künstler hatte damals 150 Franken im Monat zu brauchen, was allerdings sein Vater als zuviel fand. Über seinen Lehrer Ranftl spricht er sich sehr zufrieden aus. Auch lernte er ihn als einen durchaus vornehmen und uneigennütigen Menschen kennen. Seine besten Leistungen bestanden in kleinen, in Wasserfarben ausgeführten Genrebildchen, die einen reißenden Absatz fanden. Auch Ludwig Rudolf wollte sich auf diesen Zweig verlegen, weil er glaubte, daraus am ehesten einen praktischen Nutzen ziehen zu können. Denn diese kleinen Blättchen kaufte man in den höheren Ständen zum Schmucke von Albums. Daß auch der Künstler eine angesehene Stellung in der Gesellschaft einnehmen könne, schien ihm die seines Lehrers zu beweisen. Denn dieser war in der Neujaehrswche sowohl von der fürstin-Mutter Esterhazy, als auch vom fürsten, damaligem Gesandten in London, und dem Grafen Stadion zur Tafel geladen worden. Zudem waren die Töchter des letzteren mit ihm die einzigen Schüler des Meisters. Damals ahnte er noch nicht, daß seine Gattin zuhause an einer schweren Krankheit darniederlag, die sie an den Rand des Grabes brachte, sodaß ihre beiden Mädchen einem Kinderfräulein anvertraut werden mußten. Und als er es vernahm, mußte ihn sein Bruder Albrecht

beim Vater dafür entschuldigen, daß er trotzdem in Wien bleibe. Denn es geschehe nur, um sich in seinem Berufe zu vervollkommen, und im übrigen bleibe er allen Zerstreuungen ferne.

Auf Wildegg hatte zwar das neue Jahr dem Vater Rudolf Emanuel die Gesundheit wieder gebracht; dagegen scheint es, daß dem Geschwisterpaar Ludwig Albrecht und Sophie das Leben auf der Burg verleidet war und ersterer darum mit dem Gedanken umging, die Verwaltung niederzulegen. Der Grund dazu mochte in den neuen politischen Zuständen liegen, da die Vertreter der alten Aristokratie, so ehrenhaft ihr Leben auch sein mochte, gerade von den besseren bürgerlichen Gesellschaftskreisen darum gemieden wurden, weil sie fürchteten, der Umgang mit ihnen könnte sie in den Verdacht reaktionärer Gesinnung bringen und namentlich denen unter ihnen schaden, welche ihre Stellung der Volkswahl verdankten. Wir können darum begreifen, daß auch bei dem „guten Onkel“ eine gewisse Mißstimmung eintrat, als sich sein Nefse in Wien immer mehr darauf versteifte, ein Künstler zu werden, statt ihn abzulösen, umso mehr, als es seinen Angehörigen nicht verborgen bleiben konnte, daß er sich in seiner Veranlagung zu diesem Berufe überschätzte. Schließlich aber gelang es Albrecht, den Onkel zu veranlassen, wenigstens für dieses Jahr noch von seinem Entschlusse abzustehen. Mit dem Danke dafür hob er in einem Briefe vom 10. März 1838 hervor, daß das damalige Wildegg seine Schöpfung sei und man es nur ihm und seiner Opferwilligkeit zu verdanken habe, wenn sich das Schloß und die Güter in so gutem Zustande befinden.

Glücklicherweise besserten sich im Verlaufe des Monats März in Bern wieder die Zustände. Juliettes Kräfte nahmen von Woche zu Woche zu und auch die kleine Pauline, welche von den Mätern heimgesucht worden war, erholte sich langsam, während uns die kleine Julie als ein allerliebstes, gesundes, stets wohlgemutes und außerordentlich lebhaftes Kind geschildert wird. Umso schlimmer aber stand es um die Mittel für den Lebensunterhalt der kleinen Familie; denn sie reichten selbst für die einfache Wohnung nicht mehr aus, weshalb die Mutter mit den Kindern in der Länggasse eine einfachere beziehen wollte und auch das Kinderfräulein entlassen mußte. Um leben zu können, war Ludwig Rudolf abermals genötigt, seine Kapitalien anzugreifen. Dennoch hoffte er zuversichtlich, daß ihm sein Beruf in der Zukunft aus dieser bedrängten Lage helfen werde. Unter diesen Umständen kann es nicht befremden, wenn Onkel Ludwig Albrecht und Tante Sophie ihre Ge-

duld verloren, den Kunsteifer ihres Neffen eine Chimäre, eine fixe Idee und eine „niaiserie“ nannten, während Bruder Albrecht in den Briefen stets zum Guten redete.

Den Vater auf Wildegg beschäftigten fortwährend die Besitzverhältnisse des Schlosses Wildenstein. Da das Schloßgut beim Tode des Schultheißen von Müllinen auf dessen Söhne übergegangen war, suchte er sie nun auch für die Erwerbung der alten Burg zu interessieren. Allein auch diesmal wieder umsonst. Infolgedessen faßte er selbst eine Erwerbung des gesamten Besitzes ins Auge. Um diesen Plan zu fördern, kaufte er von seinem Bruder die von diesem seinerzeit von General Rapp erworbenen 50 Jucharten Schachenland beim Schlosse um die Summe von 6000 Schweizerfranken (vgl. S. 345).

Inzwischen war es August geworden und Ludwig Rudolf, der im Mai wiederkehren wollte, weilte immer noch in Wien. Es geschah dies mit Zustimmung seiner Gattin, die ihre Heilkuren in den Bädern nicht unterbrechen wollte. Erst Ende September traf er wieder in der Heimat ein. Seine Frau, die sich zuletzt mit den Kindern bei ihrem Bruder in Schöffland aufgehalten hatte, reiste ihm auf Wildegg entgegen. Das Wiedersehen der Gatten nach einer Trennung von mehr als einem Jahre war herzlich, doch kannten die Kinder ihren Vater nicht mehr.

Am 24. August hatten Onkel und Tante eine Reise nach Maestricht angetreten, um dort Vermögensangelegenheiten Sophies zu ordnen und alte Bekannte zu besuchen. Doch wollten sie dieselbe vorerst zu einem längeren Aufenthalte in Straßburg benützen, wo sie eine Wohnung mieteten.¹

Wie es scheint, war Ludwig Rudolf, als er mit der Familie nach Bern zurückkehrte, doch gezwungen, an einen Beruf zu denken, der ihm eine sicherere Einnahme verschaffte, als der Verkauf der noch erst zu erstellenden Kunstwerke. Mehrere Freunde legten ihm darum nahe, er solle eine frei gewordene Lehrstelle für Arithmetik am Mädchen-Waisenhaus übernehmen. Sein Vater scheint damit einverstanden gewesen zu sein, denn er gab ihm nicht nur gute Ratschläge mit Bezug auf sein Verhalten den jungen Mädchen gegenüber, sondern nannte ihm auch einige Lehrbücher, welche ihm von Nutzen sein könnten. Umso mehr regte sich Bruder Albrecht in Wien über diese neue Wendung in Ludwig Rudolfs Laufbahn auf. Um ihm seinen Unterhalt zu erleichtern,

¹ Auch über diesen Aufenthalt befindet sich im Schloßarchive ein längerer Bericht von Ludwig Albrecht.

schlug er ihm in einem Briefe vom 6. November vor, er wolle die Pension an den Großvater seiner Frau, von Erlach, übernehmen oder ihm auf andere Weise nützlich sein, indem er seiner Gattin zur Erleichterung ihrer Arbeit eine dritte Magd bezahle. Dagegen sei er von der Nachricht, daß er im Begriffe stehe, sich um eine Stelle am Mädchen-Waisenhaus zu bewerben, sehr unangenehm berührt worden und so Gott wolle, habe er sie beim Eintreffen dieser Zeilen noch nicht angetreten. Denn so sehr es ihn auch freuen würde, wenn er durch Übernahme einer Stelle seine ökonomische Lage verbessern könnte, so sehr mußte er bedauern, wenn dies durch die Annahme eines Amtes geschähe, das ihn in der bürgerlichen Achtung heruntersetzen mußte. Wahrscheinlich habe er sich im Unmute über die Härte seiner Verwandten zu diesem Entschlusse bewegen lassen. Was aber mußte die Welt von einem Manne von Stand und Erziehung denken, der in seinem 35. Jahre nichts Besseres anzufangen wüßte, als kleinen Mädchen Unterricht zu erteilen? Das heiße, sich mutwillig das Patent der Unfähigkeit zuerkennen. Er würde diesen Schritt später gewiß tief bereuen, da es ihm schwer fallen dürfte, sich wieder hinaufzuschwingen und ein ehrenvolles öffentliches Amt zu übernehmen. Darum solle er seine Anmeldung zurückziehen oder, sofern er die Stelle angenommen habe, diese sofort kündigen. Für den Gehalt, welcher voraussichtlich 500 Franken betragen werde, wolle er mit dem Vater aufkommen, solange bis es ihm wieder möglich sei, ein schickliches Auskommen zu finden. Viel ehrenvoller wäre es, als Landmann die Pflugschar zu führen, denn als Lehrer kleiner Mädchen aufzutreten.

In ähnlichem Sinne äußerte sich Albrecht auch seinem Onkel Ludwig Albrecht gegenüber in einem Schreiben vom 19. November nach Straßburg. Es scheint, daß das junge Paar in den ersten Jahren seiner Ehe sehr leichtfertig gewirtschaftet hatte und daß infolgedessen sein Vermögen auf die Hälfte herabgesunken war. Trotz alledem nahm Albrecht seinen Bruder stets in echt geschwisterlicher Liebe in Schutz, ließ aber nicht ab, ihm in seinen Briefen zuzureden, er möchte doch von seiner neuen Lehrstelle zurücktreten. Neben dieser hatte Ludwig Rudolf sofort ein Atelier gemietet, doch wurde seine Tätigkeit wieder gehemmt durch eine schwere Erkrankung der kleinen Pauline (Abb. 76). An seinem Künstlerberufe verzweifelte er nicht, denn in einem Schreiben vom 21. November an seinen Freund Karl von Nefstrat in Ettoy bei Aubonne erklärt er diesem, daß gerade die Malerei es sei, welche ihm

die schweren Stunden erleichtere, und daß er sich gerne mit seiner einfachen Wohnung begnüge, wenn er ihr leben könne.

Während so Ludwig Rudolf um seine Existenz zu kämpfen hatte, quälte seinen Bruder Albrecht die Sorge um die Zukunft Wildeggs. Am 9. Dezember schrieb er seinem Onkel nach Straßburg, daß er mit großer Teilnahme Kenntnis von der Erkrankung seiner Tante von Erlach genommen

habe und hoffe, beim Eintreffen dieses Briefes werde es um sie wieder besser stehen. Wenn der Onkel darauf beharren sollte, die Verwaltung von Wildegg aufzugeben, so müßte man sie seinem Vater anbieten, doch würde er es mit Schrecken sehen, wenn dieser unumschränkt über Wildegg und die Familienkiste gebieten sollte. Wir sehen daraus, daß Rudolf Emanuel offenbar in Geld-



Abb. 76. Pauline von Effinger als Kind.

(Gemalt von Dietler.)

sachen anders dachte, als sein Bruder und sein älterer Sohn, und darum auch den Bestrebungen des jüngeren in seiner bedrängten Lage mehr Verständnis entgegenbrachte. Von seinem mehr auf das Ideale gerichteten Sinn zeugen auch die Sorgen, die er sich beständig um Wildenstein machte, sowie die Pläne, welche er zu dessen Erwerbung unablässig mit sich herumtrug.

Endlich half das Zureden bei Ludwig Rudolf und mit Schreiben vom 30. Dezember konnte Albrecht seinem Onkel nach Straßburg melden, er habe von ihm die Zusicherung erhalten, daß er seine Demission auf Neujahr einreichen werde.

Das Jahr 1839 zog mit einem schönen kalten Wintertage ins Land. Auf Wildegg war alles stille. Rudolf Emanuel hatte sich als Verwalter des Hofgutes Wildenstein dort, so gut es ging, im Pächterhause eingerichtet und wanderte nur noch auf die Burg seiner Väter hinüber, wenn er sich nach dem Gange der Geschäfte umsehen wollte. Ludwig Albrecht und Sophie lebten in Straßburg, Rudolf mit seiner familie in der Länggasse zu Bern, Albrecht in Wien und Mathilde in Montet bei Freiburg. Wie es Ludwig Rudolf bei Beginn des neuen Jahres zumute war, vertraute er abermals in einem Briefe vom 10. Januar seinem Freunde Karl von Neftral an. Danach hatte er sich davon überzeugt, daß er nach Aufgabe seiner Lehrstelle mit der Malkunst allein seine Lage nicht zu verbessern imstande sei. Aber trotz alledem konnte er sich nicht dazu entschließen, Wildegg zu übernehmen, weil sein Bruder ihm seinen Besitzanteil nicht abtreten wollte und die übrigen Mitglieder der familienkiste gleiche Ansprüche darauf hatten. In diesem Bestreben nach Unabhängigkeit von seinen Verwandten fand er die tatkräftige Unterstützung seiner Gattin. Lieber wollte sie mit der bescheidenen Wohnung in der Länggasse auch weiterhin vorlieb nehmen und in der Zurückgezogenheit leben, als auf dem Schlosse der Väter in abhängiger Stellung. Auch sein Schwager Alfred May in Ursellen teilte diese Ansicht. Am 15. Januar schrieb er darum seinem Onkel Ludwig Albrecht nach Straßburg, daß die Lehrstelle dem Ansehen seines Schwagers durchaus nichts geschadet habe, und daß er auch nicht durch Kaprizen zu deren Annahme bewogen worden sei, sondern durch das redliche Bestreben, seine familie mit Anstand durchzubringen. Wohl falle ihm ein Teil der Schuld an der Verminderung seines Vermögens zufolge der kostspieligen Reisen zur Last, doch dürfe man nicht vergessen, daß mit anderen Ursachen auch die unheilvollen folgen der Revolution dazu mitgewirkt haben. Wenn das junge Paar nicht nach Wildegg ziehen wolle, so geschehe es, um nicht den Schein zu erwecken, als habe es die Absicht, die Burg für sich in Anspruch zu nehmen; denn der Aufenthalt des Onkels mit der Tante respektive Großmutter in Straßburg sei doch nur ein vorübergehender, und Wildegg stehe ihnen jederzeit wieder offen. Auch der Vorwurf, daß Ludwig Rudolf seine Armut mit Affektion habe zur Schau tragen wollen, um seine Verwandten zu ärgern, müsse zurückgewiesen werden; denn auch seine Gemahlin habe die Annahme der Lehrstelle durchaus gebilligt und andere Wege, um seine Lage zu verbessern, seien ihm bei den gegenwärtigen Zeitverhältnissen nicht offen gestanden.

Um die Not des jungen Ehepaares etwas zu lindern, wurde es von den Verwandten und sogar Tante Sophie von Erlach, der erbittertsten Gegnerin des bürgerlichen Berufes ihres Neffen, zu Neujahr reichlich beschenkt.

So blieb denn die Sorge um das künftige Schicksal der Stammburg weiterhin bestehen. Albrecht bestürmte darum in seinen Briefen seinen Onkel Ludwig Albrecht immer wieder, er möchte doch die Pacht erneuern, da sich der Vater als Verwalter nicht eigne; denn trotz tausend guten Eigenschaften sei er kein Finanzmann, und zudem behandle er seine Kinder in Geldsachen wie Unmündige, obgleich eines davon (d. h. er selbst) schon im „Schwabenalter“ stehe. Ebenso möchte er aber auch seine schützende Hand über die Familienkiste halten.

Um für das kleine Einkommen, das ihm die Lehrerstelle gebracht hatte, einen Ersatz zu finden, der auch von seinen Verwandten nicht angefochten werden konnte, bewarb sich

Ludwig Rudolf um eine Ingenieurstelle in Freiburg, wofür ihm Prof. Trechsel in Bern am 15. März eine sehr gute Empfehlung schrieb. Leider blieb die Bewerbung ohne Erfolg und ebenso die um eine gut besoldete Sekretärstelle der Brückenkommission in Bern. Da ein entfernter Verwandter von ihm, Ludwig Friedrich von Effinger von der Wildensteiner Linie, an der Spitze des bernischen Gemeindewesens stand (vgl. S. 164), empfand er diesen Mißerfolg umso schmerzlicher. Schließlich erhielt er eine Bibliothekarstelle, die ihm zwar nicht viel eintrug, aber doch wenigstens einige seiner Liebhabereien befriedigte. Auch eine spätere Bewerbung um die Direktorstelle in einer Anstalt,



Abb. 77. Julie von Effinger als Kind.

Gemalt von ihrem Vater L. R. v. Effinger.

welche auch seiner Gemahlin Gelegenheit geboten hätte, sich in den Dienst der Wohltätigkeit zu stellen, fiel ins Wasser. Vielleicht geschah es zu seinem Glücke, da der Gesundheitszustand Juliettes und der Kinder sich aufs neue verschlimmerte, sodaß ihnen der Arzt eine mehrwöchentliche Kur im Bade Leuf verordnete. In Anbetracht der damals noch äußerst beschwerlichen Reise begleitete sie der Vater. Die Schilderungen in seinen Briefen über diesen Aufenthalt geben ein anschauliches Bild von der primitiven Einrichtung der dortigen Bäder, die trotzdem damals recht zahlreich, namentlich von der französischen Aristokratie, besucht wurden und infolgedessen den Bau zweier Hotels veranlaßt hatten. Doch mußten sich unsere Wildegger der hohen Preise wegen mit der Unterkunft in einem einfachen Chalet begnügen.

Am 14. März zeigte Mathilde ihrem Vater an, daß sie schon in allernächster Zeit nach Rom versetzt werde. Das bewog ihn, sofort nach Montet zu reisen, um von seinem geliebten Kinde Abschied zu nehmen. Dort suchte er jeden Moment, der ihm dazu vergönnt wurde, bei ihm zu verweilen. Am 27. März verließ Mathilde Montet. Über ihre Reise nach Rom verfaßte sie eine kurze Beschreibung in italienischer Sprache.¹

Zur Regelung der wichtigen Frage über das künftige Schicksal Wildeggs kam Ludwig Albrecht Ende März von Straßburg vorübergehend nach Hause. Um seinen Geschwistern und seinen Neffen gegenüber sich zu rechtfertigen, warum er das Gut künftig nicht mehr pachten, sondern nur administrieren wolle, verfaßte er bei diesem Anlasse unterm 28. März ein Memorandum. Darnach geschah dies erstens, um seinen Neffen Ludwig Rudolf von Effinger in eine natürliche, seiner künftigen Laufbahn angemessene Stellung zu bringen, wobei er ihm eine jährliche Unterstützung von 1500 Schweizerfranken aus eigenen Mitteln zufließen lassen wollte, ohne ihn dadurch irgend jemandem gegenüber zu verpflichten. Zweitens glaubte er, dadurch seinem Bruder Rudolf Emanuel eine Gefälligkeit zu erweisen, da dieser gerne seinen Sohn samt seiner Familie in der Nähe gehabt hätte. Da aber Rudolf auf dieses Anerbieten nicht einging, mußte neuerdings die Frage entstehen, was aus Wildegg werden solle. Der einfachste und natürlichste Weg war, das Gut wieder aufs neue an einen wackeren Pächter auszuleihen. Da Rudolf Emanuel auf das Ansuchen seiner Söhne sich dazu bereit erklärt hatte, glaubte Ludwig Albrecht, in ihm diesen Pächter

¹ Im Schloßarchiv Wildegg.

gefunden zu haben. Umso mehr war er erstaunt, als er bei seiner Ankunft in Wildegg vernahm, daß der Bruder zwar geneigt sei, das Gut zu administrieren, nicht aber es in Pacht zu nehmen. Diesem Entschlusse konnte er nicht beipflichten, weil, wenn Wildegg nicht verpachtet, oder von einem Eigentümer bewohnt oder geleitet wurde, es unter die Administration des Wildegg'schen Familienkreises, d. h. an das älteste Glied fiel. Damit wäre er selbst wieder dessen Administrator geworden. Stellte er aber einen anderen an, so setzte er sich gleichsam einen Vormund. Das aber hätte er als umso beleidigender empfinden müssen, als es den Anschein erwecken konnte, er wäre unfähig gewesen, ein Gut, das er während 36 Jahren verwaltet hatte, auch weiterhin zu leiten. Darum schlug er schließlich vor, er wolle die Administration selbst übernehmen. Sollte man dagegen einwenden, wie er abwesend sein und das Gut doch administrieren könne, so habe er darauf zu entgegnen, daß schon früher Einrichtungen von ihm getroffen worden seien, die dies ohne Nachteil ermöglichen, da sie ihm während seiner lange dauernden Abwesenheit als Eigentümer und Pächter auch keinen Schaden gebracht haben. Im Anschlusse an diese Erklärungen legte er einen Auszug aus seinem Kassabuche, umfassend seine letzte achtjährige Pacht von 1831—1839, gleichsam als Orientierung über das Risiko, das ein neuer Pächter einzugehen hätte, vor.

Darnach betrugen die Ausgaben für die 8 Lehenzinsen zu fr. 5400.— zusammen fr. 43200.—, für die Bauten fr. 17501.—, für die Reparaturen fr. 5383.—, für Verschiedenes fr. 31662.—, zusammen fr. 97746.—. Ihnen standen nur Gesamteinnahmen im Betrage von fr. 82610.— gegenüber, sodaß er genötigt war, aus seiner eigenen Kasse im Ganzen fr. 15136.— beizusteuern. Das war aber nur nötig geworden infolge der kostspieligen Bauten und Reparaturen. Fielen diese für die folgende Periode weg, so blieb dem Pächter nach seiner Berechnung ein jährlicher Vorschlag von 1500 Franken.

Der Entschluß Ludwig Albrechts, die Verwaltung des Schlosses fernerhin zu übernehmen, wurde von niemandem freudiger begrüßt, als von seinem Neffen Albrecht.

Inzwischen kaufte Rudolf Emanuel, um seinen Plan einer Erwerbung des Schlosses Wildenstein zu fördern, bei jeder Gelegenheit kleinere und größere Landstücke in dessen Umgebung. Plötzlich aber tauchte in ihm auch der Wunsch auf, zu seinen Geschwistern nach Straßburg zu reisen, um noch einmal alle jene Stätten aufzusuchen, die

einst Zeugen seiner Tapferkeit waren, da er als junger Adjutant des Generals Hohe sich die ersten Kriegslorbeeren holte. Nach dessen Ausföhrung wurde der Aufenthalt fast ausschließlich durch gemeinsame Ausflüge mit seinem Bruder ausgefüllt.¹ Schon am 30. Mai nahm er wieder Abschied von seiner Schwester, um die Heimreise über Baden-Baden anzutreten. Sein Bruder begleitete ihn eine Strecke weit. Dabei erlitt Rudolf Emanuel auf der Talfahrt von Schloß Eberstein einen schweren Unfall, da der Radschuh brach, infolgedessen die Pferde mit dem Wagen durchbrannten und über eine steile Halde hinunterstürzten. Ludwig Albrecht, der den Weg zu Fuß unternommen hatte, war dessen Zeuge. Glücklicherweise gelang es ihm, den aus dem Wagen geschleuderten, leblos auf der Straße liegenden Bruder rasch wieder zum Bewußtsein zu bringen, wobei er zu seiner Beruhigung feststellen konnte, daß dieser keines seiner Glieder gebrochen hatte. Nach einer kurzen Erholung begab sich der Verletzte sogar allein nach dem Schlosse Eberstein zurück, um sich pflegen zu lassen, während Ludwig Albrecht inzwischen das herumliegende Gepäck sammelte. Auch das Gefährt mit dem Kutscher hatte auffallendes Glück gehabt. Da durch den Sturz weder dieser noch die Tiere ernstlich verwundet worden waren, brannten sie bis zu dem Dorfe Gernsbach durch. In Haslach trennten sich die beiden Brüder. Am 7. Juni traf Rudolf Emanuel wieder auf Wildeggstein ein, siedelte aber schon am 1. Juli nach Wildegg über.

Inzwischen hatte am 25. Juni Ludwig Albrecht mit seiner Schwester die längst beabsichtigte Reise nach den Niederlanden angetreten.² Im Haag wurde ihm die Ehre einer Einladung zum Könige zuteil, worüber er schreibt: „Als ich eines Abends meinen Spaziergang bis zu dem Haus „in Bosch“, der Sommerresidenz des Königs, ausdehnte, ließ ich mich dort bei dem Oberstlieutenant Pester, dem diensttuenden Adjutanten, melden und erzählte ihm, was mir General von Muralt zu Utrecht in betreff des Königs gesagt hatte.“³ Ich komme zu ihm, um seine Ansicht zu hören, denn da er immer um den König sei, so

¹ Ein ausführlicher Bericht darüber von Ludwig Albrecht im Schloßarchiv.

² Darüber ausführliche Berichte von Ludwig Albrecht und Sophie im Schloßarchiv.

³ Anläßlich einer Einladung zum Abendessen hatte v. Muralt Ludwig Albrecht gefragt, ob er im Haag nicht den König besuchen wolle, und als er bemerkte, das hätte keinen Zweck, da dieser ihn nach 46 Jahren als seinen früheren Ordonanzoffizier doch nicht mehr erkennen würde (vgl. S. 240 f.), erwidert, da täusche er sich sehr, der König habe ein sehr gutes Gedächtnis und würde es als eine Nichtachtung aufnehmen, wenn er im Haag durchreisen wollte, ohne sich bei ihm melden zu lassen.

wisse er gewiß am besten, was diesem angenehm und was ihm lästig sei. Was mich selbst anbetreffe, so sei ich nicht gerne unbescheiden, obschon ich es mir zur großen Ehre und Freude anrechnen würde, einen Monarchen zu sehen und zu sprechen, den ich wegen der Kraft der Ausdauer, dem Mut und der Weisheit, die er immer gezeigt habe, hoch verehere. Pester erwiderte, General von Muralt hätte wahr gesprochen; es sei gut, daß ich zu ihm gekommen sei, und ich solle ja nicht unterlassen, mich morgen punkt 12 Uhr im königlichen Palast im Haag einzufinden; er wolle mich als einen der Ersten auf die Liste setzen, damit ich sogleich zur Audienz gelange und dann noch nach Rotterdam, wie es meine Absicht sei, abreisen könne. Da ich dagegen nichts einwenden konnte, so versprach ich zu erscheinen, nahm den Palast in Augenschein und sah den König in einem sechsspännigen Wagen in Begleitung dreier Damen, eines Adjutanten und eines Kammerherrn, doch ohne die geringste militärische Bedeckung zu einem Spaziergange ausfahren. Im Nachhausegehen betrachtete ich noch das von General van den Bosch nächst dem Haag im indischen Stil aufgeführte große Sandhaus. Mittwoch den 10. Juli verfügte ich mich abgeredetermaßen um 12 Uhr in den königlichen Palast und wurde dort in einen großen Saal eingeführt, wo sich wohl 100 Menschen einfanden, die zur königlichen Audienz gelangen wollten. Die Liste lag auf der Tafel und ich bemerkte mit Vergnügen, daß ich der Dritterste auf derselben war. Ich sprach daselbst mit einem Adjutanten des Prinzen Wilhelm, der mir sagte, ich sollte mit dem Könige etwas laut sprechen, da er etwas harthörig sei, mit einem Herrn Sandot, dem Tochtermann des Generals van den Bosch, und mit einem Herrn von Stürler aus Bern, der Major von den ostindischen Husaren war, worauf ich zur Audienz abgerufen und von einem Kammerherrn dem Könige vorgeführt wurde, der im nahen Zimmer bei offenen Türen stehend jedermann empfing. Er erinnerte sich meiner, wie er sagte, auf das Beste, frug mich, wie Oberst Graf Linden bei Warwick seinen Tod gefunden und wie es mir seither ergangen sei. Es sei brav, daß ich Holland und ihn wieder aufgesucht hätte, worauf er mich mit großer Huld entließ, indem er mir sagte: „votre visite m'a fait du bien et du plaisir“. Fünf Tage später sandte er mir den Orden des Niederländischen Goldenen Löwen, eine Auszeichnung, die ich weder gewünscht, noch viel weniger nachgesucht hatte, die mir aber willkommen war, weil sie das Wohlwollen und die Achtung eines ausgezeichneten Monarchen beurfundete.

Den König hatte ich als einen schlanken, jungen, ziemlich großen Mann verlassen und jetzt als einen kurzen, fetten, sehr gealterten Mann wiedergefunden. Mir ist es unbegreiflich, wie er alle Wochen eine solche öffentliche Audienz auszuhalten vermag, da er oft viele Stunden stehen, hören und sprechen muß und zwar ohne Unterbrechung.“ Diese Auszeichnung betrachtete die ganze Familie als eine besondere Ehrung, auf die sie nicht wenig stolz war. Ein großes Ölportrait, das angeblich den Prinzen als jugendlichen Heerführer darstellt, ziert heute noch die „Salis-Stube“ im Schlosse Wildegg.

Am 26. Juli 1839 traf das Geschwisterpaar wohlbehalten wieder in Straßburg ein, das es Ende September verließ, um nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte auf Wildegg den Winter am Genfersee zuzubringen, da man dies für die erschütterte Gesundheit Sophies als das zuträglichste hielt. Auf Wildegg bot sich Ludwig Albrecht Gelegenheit, seinem Bruder in einem widrigen Handel beizustehen, welcher ein junger Fabrikant Meyer in Holderbank angestiftet hatte, indem er ohne Erlaubnis einen Kanal auf Schloßbesitz anlegen ließ, der sich zudem so schlecht bewährte, daß durch Überschwemmungen namhafter Schaden entstand.

Noch vor Schluß des Jahres schienen Rudolf Emanuels Pläne wegen der Erwerbung Wildensteins ernsthaft gefährdet. Denn am 10. Dezember schrieb ihm sein Nefse Gottfried von Mülinen, er habe den halben Anteil seines Bruders an dem Schloßgute in Wildenstein übernommen, doch trete das Abkommen erst mit dem 1. März 1840 in Kraft. Trotzdem bitte er seinen wertesten Onkel, sein bisheriges Verhältnis deswegen nicht zu lösen, wohl aber die Fertigung, die bis jetzt für die Erben nicht zustande gekommen sei, auf Grund dieses Abkommens bei den zuständigen Gerichten ernsthaft zu betreiben. Aber auch das Schloß war schon am 9. November 1839 käuflich an den Kunstmaler Karl Friedrich Jrmiger von Zürich, einen Nefen des Pfarrers zu Rapperswil, zum Preise von 8750 Franken übergegangen.

Mathilde war inzwischen glücklich in Rom angekommen und fand dort die Verhältnisse nach ihrem Wunsche. Sie wohnte in der Villa Lanti, wo sie am 8. Dezember den schwarzen Schleier einer Schwester des Sacré-Coeur nahm. Damit war sie ihrer Familie für immer entzogen. Der vereinsamte Vater feierte Weihnachten in seinem Zimmer im Pachtthofe zu Wildenstein und begab sich darauf über die Neujahrstage nach Bern.

Am Genfersee hatten Ludwig Albrecht und Schwester Sophie ihren Wohnsitz nach Vivis verlegt, wo sie als Pensionäre von Dr. Convers ein Heim fanden, in dem es ihnen in jeder Beziehung wohl war. Ludwig Albrecht schreibt darüber:

„Die Frau von Erlach genoß in vollen Zügen die herrliche Aussicht auf den Genfersee, das günstige Klima, die prachtvollen Sonnenuntergänge und das von allen täglichen Schwierigkeiten befreite Leben; und zwar umso mehr, da Fräulein Julie Fueter, ihre Gesellschafterin, und Frau Convers alle Abende bey ihr zubrachten, ihr mit kindlicher Liebe zugethan waren, und ihr das Leben so leicht und angenehm machten, als sie es vermochten. Die Gesundheit meiner Schwester war weit besser als voriges Jahr zu Straßburg, sodaß sie



Abb. 78. Sophie von Erlach als Greisin.
Scherenschnitt in der kleinen Schloßchronik.

munter und froh war, und die drey letzten Monate zu den glücklichsten ihres Lebens zu zählen sind. Sie drehte fleißig ihr Spinnrädchen, machte sich bey allen Menschen, die sie besuchten, und ihre Zahl war nicht gering, beliebt, ging aber selten aus ihrer Wohnung, weil sie das Treppensteigen wegen beschwerlichem Atemholen fürchtete. Dieses und

noch andere bedeutende Zeichen deuteten auf eine heranziehende Brustwassersucht und erfüllten mich mit banger Sorge. Allein Gott rief diese edle, reine Seele in seinen Schooß zurück, ehe diese traurige Krankheit sich entwickeln konnte, und erfüllte damit einen ihrer sehnlichsten Wünsche; denn lebensfatt und lebensmüde, hatte sie schon seit einigen Jahren zum Himmlischen Vater um einen sanften Heimgang gefleht.

Am 24. Februar 1840, abends elf Uhr, gieng sie wie gewohnt zu Bette und schlief bis morgens vier Uhr, um welche Zeit sie ihre Jose zu sich rief und ihr sagte, sie fühle ein heftiges Stechen auf der Brust. Man umgab sie sogleich mit der benöthigten Hülfe, rief den im Hause wohnenden Arzt herbey, der ihr eine krampfstillende Arznei gab und ein Cataplasma auf die Brust legen ließ; beydes verschaffte ihr Linderung und sie sank bald wieder in einen leisen Schlummer, aus dem sie nicht mehr erwachen sollte; um sechs Uhr war sie eine Leiche.

Frau von Erlach, die demnach den 25. Februar 1840 starb, hat ein Alter von 73 Jahren und drey Monaten erreicht und ist den 28.^{ten} in dem Gottesacker zu Divis, wo ein Denkmal ihre Grabstätte bezeichnet, beygesetzt worden.¹

In ihrem jugendlichen Alter war sie von schlanker, eleganter Statur und etwas über mittlere Größe, im späteren Alter war sie sehr stark, schwer und fett geworden. Geistreiche, liebliche braune Augen, ein schöner Arm, eine niedliche Hand und ein kleiner Fuß, verbunden mit Grazie in allen ihren Bewegungen waren Vorzüge ihrer Jugendzeit. Hingegen, was bey Brunetten oft der Fall zu seyn pflegt, deutete die Hautfarbe ihres Antlitzes eher auf spanischen als schweizerischen Ursprung. Indessen waren diese körperlichen Vorzüge nichts gegen die geistigen, die sie zierten: eine tiefe Religiosität, welche sie strenge gegen sich und tolerant für andere machte, ein heller, ausgebildeter Verstand, ein kraftvoller, trefflicher Charakter, ein gutes Gedächtnis und die Krone von allem, ein sanftes, frommes, liebendes Herz, das ihren Umgang äußerst angenehm und genußvoll machte. Zudem war sie eine treffliche Gattinn, Mutter, Hausfrau und Freundin gewesen.

In der früheren Lebensperiode hatte sie oft, durch Umstände gezwungen, ihren Wohnsitz verändern müssen und war bald zu Genf, Maastricht, Paris, Coblenz, Bern gewesen. Aus kindlichem Gehorsam

¹ Ihr einfacher Grabstein befindet sich zur Zeit im Wäldchen hinter dem Schlosse Wildegg.

hatte sie einen Mann geehlicht, der weder ihre Liebe noch ihre Achtung genoß. In ihrem oft herben Schicksal und vielfältig geprüften Leben fand sie den besten Trost in ländlicher Stille und am brüderlichen Herzen.

Während dieser Ruhezeit setzte sie ihre Lebens-Geschichte auf, die sie leider nur bis anno 1824 fortgeführt hat.¹ Sie ist ein treuer Spiegel ihres Herzens und ihres Lebens und scheint mir, der ich sie von Grund meiner Seele liebte, von höchstem Interesse für die Ihrigen zu seyn.

Mir war dieser Hinschied, da ich fortan ein einsamer Pilger auf dieser Erde seyn werde, eine harte Prüfung; denn nie habe ich einen besseren, treueren Freund gehabt, als diese edle hochherzige Frau; ja ich kann mit Wahrheit sagen, daß wir während 44 Jahren nur ein Herz und eine Seele gewesen sind. Durch ihre muntere Laune, die Originalität ihres Geistes und die Güte ihres Herzens erwarb sie sich aller Orten das Wohlwollen der Menschen und wußte besonders das häusliche Leben angenehm und genußvoll zu machen. Sie hat stets im besten Sinn auf mich gewirkt, und ich verdanke ihr beynahe alle guten Eigenschaften, die ich an mir tragen mag; auch folgt ihr meine Dankbarkeit jenseits dem Grabe nach; ich werde die Bande der Ehrfurcht und der Zärtlichkeit, die jetzt auf Erden unterbrochen sind, in treuem Herzen bewahren und hoffe von der Gnade Gottes, daß sie sich noch schöner im Glanz der Ewigkeit entfalten werden; bis dahin rufe ich mit Hiob aus: Gott hat sie gegeben, Gott hat sie genommen, gelobt sey Gott."

Ludwig Albrecht war nicht nur der Testamentsvollstrecker seiner verstorbenen Schwester, sondern er übernahm auch das mühevollen Amt, dem großen Kreise ihrer Bekannten ihren Hinschied mitzuteilen, worüber eine umfangreiche Korrespondenz erhalten blieb. Sie beweist uns, wie angesehen, geachtet und geliebt die alte Dame in dem großen Kreise ihrer Bekannten war und wie allgemein die Trauer um ihren Verlust. Ohne Zweifel war sie eine Frau von ganz hervorragenden Geistesgaben, wie dies nicht nur aus ihrer Selbstbiographie und den übrigen schriftstellerischen Arbeiten, welche sie hinterließ, deutlich hervorgeht, sondern auch aus dem Umstande, daß die Zahl hervorragender Zeitgenossen aus allen Gesellschaftskreisen, welche ihren Umgang suchten, eine so außerordentlich große ist. Doch bleibt es einer späteren Zeit

¹ Im Schloßarchive Wildegg.

vorbehalten, ihre Aufzeichnungen weiteren Kreisen zugänglich zu machen, da ihre Großtochter Julie von Effinger wünschte, es möchte bis auf weiteres von einer derartigen Veröffentlichung Umgang genommen werden.

Die Verlassenschaft der Frau Sophie von Erlach geb. Effinger war trotz zahlreicher Verluste, die namentlich ihr leichtsinniger Gatte verschuldet hatte, weit beträchtlicher als man es erwarten durfte. Ihre sparsame Haushaltung und die vortreffliche Verwaltung ihres Vermögens durch ihren Bruder Ludwig Albrecht hatten vermocht, dafür mehr als einen Ausgleich zu erzielen. Unter diesen verlorenen Summen im Betrage von über 140 000 franken werden u. a. aufgeführt: 20 000 franken, die v. Erlach französischen Prinzen vorgeschossen hatte, ohne sie wieder zu erhalten, und 16 000 franken, mit denen er die Offiziere des Regimentes Wittgenstein gewinnen wollte, damit sie ihm eine Oberstenstelle im Regimente verschaffen. Zudem hatte der Neubau des Schlosses Kiesen 27 000 franken gekostet, auf dem „Hôtel d'Erlach“ in Bern waren mit den Reparaturen 23 000 franken verloren gegangen und 15 000 weitere, die meist in Lyonerfonds angelegt waren, zufolge der Revolution. Soweit die nächsten Verwandten einen Einblick in die Verhältnisse hatten, konnte man ihr Vermögen nach Aussteuerung der Kinder und Großkinder im Betrage von 132 000 franken und nach Abzug der Legate und Geschenke an Verwandte und Freunde im Umfange von 12 000 franken noch auf 168 000 franken veranschlagen. Bei ihrem Tode fanden sich aber zur Teilung unter ihre drei Großkinder rund 430 000 franken vor, eine für jene Zeiten sehr hohe Summe. Darauf haftete nur ein kleines Leibgeding an die Empfänger'sche Dienerschaft, sodaß jeder der drei Erbteile 141 759 franken betrug und damit groß genug war, um allen drei Familien ein finanziell unabhängiges Leben zu sichern. Sophies Vergabungen waren im allgemeinen nicht sehr bedeutend. Bruder Ludwig Albrecht erhielt für die getreue und umsichtige Verwaltung 4525 franken, da er ausdrücklich eine höhere Entschädigung abgelehnt hatte. Von den drei Großtöchtern wurden Juliette, vielleicht weil sie es am notwendigsten hatte, 2420 franken, den beiden andern dagegen nur je 420 franken zugesprochen, und schließlich den beiden Mädchen Ludwig Rudolfs je 200 franken. Den Bruder Rudolf Emanuel hatte sie mit vier silbernen Schüsseln bedacht und seinen älteren Sohn Albrecht in Wien sogar nur mit einer Brustnadel, wobei allerdings im Testamente eine Bemerkung steht, daß er noch in anderer Weise entschädigt werde. Es ist dies umso auf-

fallender, als er ihr Patenkind war. Das Kirchengut von Holderbank erhielt 200 Franken, das zu Möriken 100 Franken. Die Beträge waren wohl so niedrig zufolge der getrübbten Beziehungen der Schloßherrschaft zu ihren ehemaligen Untertanen.

Durch dieses Erbe war Ludwig Rudolf mit einem Schlage zum wohlhabenden Manne geworden, dem auch ohne jeden Erwerb ein von Geldsorgen freies Leben gesichert blieb. Trotzdem riet ihm sein Bruder Albrecht, die in Aussicht gestellte Oberbibliothekarstelle in Bern nicht aus den Augen zu verlieren, und tatsächlich gab er für die allernächste Zeit auch seinen bescheidenen Unterbibliothekarposten nicht auf.

Inzwischen war die Fertigung des Schloßgutes Wildenstein nicht von der Stelle gerückt; es mochte Rudolf Emanuel damit nicht sehr eilen. Da sein Nefse Gottfried von Mülinen krank war, begreifen wir es umso mehr, wenn er diese Angelegenheit endlich geordnet wissen wollte und er darum am 8. März 1840 seinem Onkel schrieb, er sei, um endlich mit seinen Geschwistern abrechnen zu können, gezwungen gewesen, sich einer weiteren Hülfe, des Herrn Eugen von Wattenwil, eines gewandten Geschäftsmannes, zu bedienen und zweifle nicht daran, daß sich sein geliebter Onkel glücklich schätze, mit dieser Angelegenheit nicht weiter belästigt zu werden. Im übrigen aber werde er das Schloßgut als ein heiliges Vermächtnis seines Vaters während seinen Lebzeiten selbst mit Gewinn nicht veräußern, sein Sohn könne dann machen, was er wolle. Das alles solle aber seine Beziehungen zum Onkel als dessen Verwalter nicht ändern.

Sobald im April 1840 Nachrichten von dem kurzen, unglücklichen Kampfe der Oberwalliser gegen ihre Mitbürger im unteren Teile des Kantons bekannt wurden, erwachte in Rudolf Emanuel der alte Soldatengeist und er konnte sich nicht enthalten, schnell selbst hinzureisen, um an Ort und Stelle eine eigene Anschauung von diesen Ereignissen zu gewinnen, die er dann auch in einem kurzen Berichte niederlegte.¹

Ludwig Albrecht war nach Erledigung der Geschäfte zu seinem Bruder nach Wildegg gereist, wo er sechs Wochen zubrachte, um dann über Straßburg eine längere Reise durch Deutschland, Böhmen, Ungarn und Österreich anzutreten. Er hoffte, dadurch den herben Verlust seiner trefflichen Schwester leichter zu verschmerzen. Anderseits drängte es ihn, seinem alten Freunde Oberst Steiger in Böhmen und seinem Nefen

¹ Im Schloßarchiv Wildegg.

in Wien Besuche abzustatten, da er letzteren seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte und seine Gattin noch nicht persönlich kannte. Er verließ Wildegg am 19. Mai und traf dort am 15. September nach einer Abwesenheit von 120 Tagen wohlbehalten wieder ein. Während dieser Zeit hatte er nicht weniger als 75 Briefe geschrieben und 56 erhalten. In dem Reiseberichte, den er uns hinterlassen hat,¹ schreibt er (S. 75): „Mein Nefse ist, da sich die Geschäfte sehr vermehrt, ja verdoppelt haben, sehr angebunden, muß jeden Morgen bis zur Mittagsmahlzeit um 4 Uhr arbeiten, sammeln, schreiben. Er war, wie ich sah, sehr pflichttreu, auch allgemein geliebt und geachtet, was er seinem Takt und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit verdankt. Für mich war er ein aufmerksamer, liebender Sohn. Seine Gattin ist von jenen seltenen Ausnahmen, welche sich selbst vergessen, um nur Andere zu beglücken. Anspruchslos wie das Veilchen, lebt sie still dahin, könnte stolz sein, da sie Herz, Geist und vielerlei Talente besitzt, auch Italienisch, Englisch, Französisch und Deutsch mit Eleganz spricht, unterrichtet ist und ihr Hauswesen trefflich leitet. Auch sie ist überall, wo man sie kennt, geliebt und geschätzt und verdient es. Mir ist sie sehr lieb und wert geworden.“

Im übrigen besuchte er diesmal weniger die Gesellschaften und die ihm schon bekannten Kunstsammlungen, als bei seinem ersten Aufenthalte, dafür umso eifriger die Theater.

Ludwig Rudolf war neuerdings genötigt, mit seiner familie einen längeren Kuraufenthalt in Bad Leuf zu machen, was ihm nun leichter fallen mochte, als im vergangenen Jahre. Auch seine ärmliche Wohnung in der Länggasse hatte er gegen eine standesgemäße außerhalb der Stadt vertauscht.

Es ist begreiflich, daß man unter diesen veränderten Umständen nun auch innerhalb der familie wieder auf das künftige Schicksal Wildeggs zu sprechen kam. In einem Schreiben vom 20. Juli 1840 an seinen Onkel Ludwig Albrecht nach Wien machte Ludwig Rudolf diesem den Vorschlag, da er zur Zeit keine männlichen Nachkommen habe und wohl auch keine mehr erwarten könne, so wäre es vielleicht besser, wenn sein Bruder Albrecht Wildegg ganz übernehmen würde, in welchem Falle er geneigt sei, ihm seine Rechte darauf abzutreten. Sollte jener dagegen nicht gewillt sein, auf diesen Vorschlag einzugehen, dafür

¹ Im Schloßarchiv Wildegg.

aber die bestimmte Zusicherung geben, daß er ihn mit seiner Familie ungestört auf Wildegg wohnen lasse, so würde er mit Freuden seinen Aufenthalt nach dem schönen Wohnsitze verlegen. Daneben aber beschäftigte ihn das alte Projekt einer Reise nach Italien wahrscheinlich noch viel reger, umso mehr, als einer solchen nun keine finanziellen Schwierigkeiten mehr entgegenstanden. Denn er hatte nicht aufgehört, an sich als Künstler zu glauben und hoffte von dem Land seiner Träume die vorteilhafteste Förderung seiner Entwicklung. Sein Onkel, dem er beide Projekte mitgeteilt hatte, schrieb ihm am 3. September noch von Wien aus, daß, wenn ihm ein Aufenthalt auf Wildegg genehm sei, man versuchen werde, ihm einen solchen zu erleichtern, daß man aber ganz und gar nicht gewillt sei, ihm einen solchen aufzudrängen. Ein Aufenthalt in Italien sei wohl zu erwägen und namentlich zu prüfen, ob die Nachteile, die daraus erwachsen könnten, nicht größer seien als die Vorteile. Was im übrigen die Administration von Wildegg anbelange, so sei er geneigt, sie auch weiterhin zu behalten.

Den Herbst verbrachten die beiden Brüder Ludwig Albrecht und Rudolf Emanuel am Genfersee, wobei wir erfahren, daß es letzterem mit der lang gefährdeten Gesundheit wieder recht gut ging. Ludwig Rudolf dagegen, der seine Italienreise bis auf weiteres verschoben hatte, weilte mit seiner Familie vorübergehend bei den Verwandten in Schöftland und auf Wildegg.

Am 30. Juni 1840 war der schon seit langem fränkelnde Gottfried von Mülinen seinen Leiden erlegen und es trat darum die Frage wieder in den Vordergrund, was nun sein Sohn Egbert Friedrich mit dem Hofgute Wildenstein anzufangen gedenke. Dem Kunstmaler Irniger-v. Graffenried scheint sein neuer Besitz die darein gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt zu haben, und so war denn für Rudolf Emanuel der Zeitpunkt gekommen, wo er sich entschließen mußte, ob er seinen längst mit sich herumgetragenen Plan einer Erwerbung dieser Besitzung ausführen oder endgültig darauf verzichten wolle. Wenn er sich zum Kaufe entschloß, so mochten dafür nicht nur Liebhabereien und der Wunsch, die Burg der Ahnen seiner verehrten seligen Gattin, die auch lange Zeit im Besitze seiner Voreltern gewesen war, wieder an die Familie zu bringen, bestimmend gewesen sein, sondern ebenso sehr die Sehnsucht nach einem eigenen Heim zur Verbringung seines Lebensabends, umso mehr, als es den Vorteil bot, daß dies in der Nachbarschaft seines Bruders und voraussichtlich seines jüngeren Sohnes

und dessen Familie geschehen konnte. Der Kauf wurde am 10. November 1840 um den Preis von 8000 Schweizerfranken vollzogen. Er umfaßte das Schloß Wildenstein in seinem ganzen Umfange, mit Hügel und Garten, allem dazu gehörenden Wasser und anderen Rechten. Gleich darauf wurde die Verbindung der beiden Flußufer und damit zugleich der beiden Burgen erleichtert, indem man an Stelle des alten, beschwerlichen Überganges, welcher zum Übersetzen der beiden Arme zwei Weidlige erforderte und darum dreimal soviel Zeit brauchte, wie die zu Muenstein und Birrenlauf, über den breiteren ein Drahtseil spannte, den schmälern dagegen mit einem Fußgängersteige überbrückte.

Im Herbst traf auch Albrecht auf einer Geschäftsreise nach der Schweiz kurze Zeit auf Wildegg ein. Sie bot ihm Gelegenheit, nach langer Trennung den Vater wiederzusehen und die beiden kleinen Mädchen seines Bruders kennen zu lernen, was ihn besonders beglückte.

Schon am 17. November richtete sich Rudolf Emanuel auf seiner neuen Besitzung ein. Er bewohnte die fünf Gemächer des oberen Bodens im Schlosse, während er den unteren um jährlich 200 Franken, vorläufig auf ein Jahr, an eine Frau frei geb. Bär aus Aarau vermietete. Dann aber zwang ihn sein Gesundheitszustand, neuerdings seinen Wohnsitz mit dem seines Bruders an den milderen Gestaden des Genfersees in Divis zu vereinigen.

Anfang Mai 1841 konnte Ludwig Rudolf mit seiner Familie endlich die Italienreise ausführen. Sie sollte nicht nur seinen lang gehegten Wunsch, die Kunstwerke dieses Landes kennen zu lernen und an ihnen sich weiter in seinem Malberufe auszubilden, erfüllen, sondern auch durch Seebäder die erschütterte Gesundheit seiner Gattin und der Kinder wieder stärken. In drei von ihm selbst illustrierten Bänden hat er seine Erlebnisse handschriftlich niedergelegt.¹ Die Reise ging über Genua mit kurzem Aufenthalte direkt nach Neapel. Den Winter von 1841/42 verbrachte die Familie in Rom, den folgenden Sommer in der Toscana und den zweiten Winter in Florenz, worauf sie im Frühjahr 1843 wieder in die Heimat zurückkehrte.

Auch Onkel Ludwig Albrecht zog, nachdem er einige Zeit bei seinem Bruder auf Wildenstein zugebracht hatte, schon im Mai 1841 die Wanderschuhe wieder an, um auf einer kleinen Schweizerreise neue Studien über Land und Leute in der Heimat zu machen. Sie begann

¹ Im Schloßarchiv Wildegg.

mit einem Aufenthalte von mehreren Tagen bei seinem alten Freunde David Hess im Beckenhofe zu Zürich, den er uns als einen jener seltenen Menschen schildert, die mit Kenntnissen, Geist, Witz, Humor und angenehmen Formen einen hohen Grad von Rechtschaffenheit, Tugend und Vaterlandsliebe zu verbinden wissen und deren Umgang darum so außerordentlich lohnend ist. Mit besonderer Anerkennung spricht er auch von dessen literarischer Tätigkeit, doch war der damals 70 jährige, schwer geprüfte Greis so gebrechlich, daß sein Leben nur noch an zarten Fäden zu hängen schien. Umso mehr pries Ludwig Albrecht sein eigenes Schicksal, das ihm schon so viele Jahre frohen Daseins geschenkt und ihn bis dahin aller Altersgebrechen enthoben hatte.¹

Rudolf Emanuel wirtschaftete auf Wildenstein und gelegentlich auf Wildegg und erfreute sich des Landlebens.

Nach Wildegg zurückgekehrt, suchte sich Ludwig Albrecht in seiner Einsamkeit die langsam dahin schleichenden Stunden durch allerhand Restaurationen und Umbauten zu verkürzen. So wurden das Salontäfer grau, die Säulen daran weiß gestrichen, das Kamin grau marmoriert, die Gänge geweißt und gelb übertüncht. Der Schloßhof erhielt einen Treppenturm als neuen, bequemen Aufstieg zur Burg, wobei man das alte Geländer für die obere Terrasse in Wildenstein verwendete. Sodann wurde die Trotte zwischen Schaffscheuer und Kornhaus verlegt, um für die Garben über dem letzteren mehr Platz zu gewinnen, und der Arbeitschopf zwischen dem Kornhaus und der Scheue abgebrochen. Dadurch konnte nun auch der Schloßweg mehr nach rechts ausgebogen und weniger steil angelegt werden. Da während drei Jahren das Schloß im Winter nicht mehr bewohnt worden war, deckte der Erlös aus dem dadurch ersparten Holze einen Teil der Unkosten.

So wechselten Tage und Monate, ausgefüllt mit Kuren und kleineren und größeren Reisen, sowie mit kürzeren oder längeren Aufenthalten auf den Schlössern von Verwandten und Freunden. Ein reger Briefwechsel unterrichtet uns, wenn auch nicht lückenlos, über die Erlebnisse und zieht nebenbei auch die wichtigeren politischen Ereignisse in den Kreis seiner Mitteilungen. Doch würde eine, wenn auch nur auszugsweise Wiedergabe daraus, sofern sie überhaupt von allgemeinem Interesse sind, weit über den Rahmen dieses Buches hinausgehen.

Während des Aufenthaltes in Rom fand sich für Ludwig Rudolf und seine Gattin reichlich Gelegenheit, mit ihrer Schwester und Schwä-

¹ Beschreibung der Reise im Schloßarchiv.

gerin Mathilde zu verkehren. Aber auch für den Vater war nun der günstigste Moment gekommen, um sein geliebtes Kind, dessen Trennung er nie verschmerzte, zu besuchen, da er für alle Fälle in der Nähe seines Sohnes gut aufgehoben war. Dieser benutzte seinen Aufenthalt zu eifrigen Malstudien, während der Vater, der sich der besten Gesundheit erfreute, stundenweit die Umgebung der ewigen Stadt durchstreifte und sogar einen Abstecher nach Neapel machte.

Ludwig Albrecht verbrachte den Winter in Bern und kehrte erst Anfang Mai 1842 vorübergehend nach Wildegg zurück.

Gegen Ende April trat Rudolf Emanuel die Rückreise über Turin an und zwar als Begleiter seiner Tochter Mathilde, der sich noch zwei Schwestern zugesellten, die alle nach dem französischen Kloster Chambéry versetzt worden waren. Man hatte es nicht eilig, denn Ludwig Albrecht wirft dem Bruder in einem Briefe nach Genf, worin er ihn nach Hause mahnt, vor, sie reisen wie Schnecken und er müsse darum die eigenen Pläne um 14 Tage hinauschieben. Eine schnelle Rückkehr sei auch umso notwendiger, als wahrscheinlich das Hofgut Wildenstein frei werde. Denn Fritz (Egbert Friedrich) von Mülinen habe von seinem Onkel Berchtold dessen Haus um 70 000 Schweizerfranken gekauft und werde darum nun wohl den Wildensteiner Hof zu verkaufen trachten. Wenn er ihm zu einem billigen Preise angeboten werden sollte, so rate er ihm zuzugreifen. Das geschah auch wirklich schon in nächster Zeit.

In Turin mußte Rudolf Emanuel wegen seiner erschütterten Gesundheit acht Tage ruhen. Da ihn darum des Bruders Mahnung nicht erreicht hatte, reiste er mit den Nonnen weiter. Am 12. Mai 1842 langten sie an ihrem neuen Bestimmungsorte an, wo der Vater zwei Tage blieb, um Einsicht von der neuen Unterkunftsstätte seiner Tochter zu nehmen, soweit ihm das zugestanden werden konnte. Der Abschied von seinem geliebten Kinde am 14. Mai mochte ihm umso schwerer fallen, als er bei seiner angegriffenen Gesundheit fürchten mußte, es sei der letzte. Da aber der Arzt eine unmittelbare Gefahr nicht voraussah, konnte nun auch Ludwig Albrecht seine Reise mit einer Rheinfahrt antreten, worauf er einen Abstecher nach London machte und darauf Mitte Juli einige Zeit in Paris verweilte. Ein geplanter längerer Aufenthalt in Baden-Baden wurde abgefüßt und schon Anfang August traf der reiselustige Onkel nach einem kurzen Besuche auf Wildegg wieder in Bern ein.¹ Der unsichere Gesundheits-

¹ Ein ausführlicher Reisebericht im Schloßarchiv.

zustand seines Bruders veranlaßte ihn, auch dessen Sohn Ludwig Rudolf, der sich damals in Rom befand, die Rückkehr auf das kommende Frühjahr nahezu legen. Inzwischen wollte er versuchen, den Bruder zu überreden, während des Winters nach Bern zu kommen, damit ihm für den Notfall ärztliche Hülfe näher stehe und die Gesellschaft alter Freunde und Verwandter ihm seine trüben Stunden erheitere.

Als Ende August 1842 Graf Oktav zur Lippe mit Empfehlungen Albrechts einen Besuch auf Wildenstein machte, trug ihm Rudolf Emanuel, wohl auch zufolge seines schlimmen Gesundheitszustandes, das Schloß zum Kaufe an. Doch ging der Graf auf dieses Angebot nicht ein, da er eine Besitzung am Bodensee vorzog, wobei ihm vor allem Arenenberg, das er noch nicht gesehen hatte, vorschwebte. Als er aber in Begleitung Ludwig Albrechts dort einen Besuch machte, gefiel es ihm zufolge seines verwahrlosten Zustandes nicht, dafür umso besser Eugensberg, das er vorerst aber nur zu mieten wünschte. Die kleine Reise bot unserem Wildegger Junker Gelegenheit, mit seinem Begleiter die alten Bekannten am Bodensee aufzusuchen, bei denen sie überall gastliche Aufnahme fanden.¹

Sobald es die Witterungsverhältnisse des folgenden Jahres 1843 gestatteten, verlegten die beiden Brüder ihren Wohnsitz zunächst nach Wildegg. Sie hofften, auch Ludwig Rudolf dazu bestimmen zu können, nach seiner Rückkehr aus Italien mit seiner Familie dort bleibend zu verweilen. Doch entschloß sich dieser nur schwer dazu und mit Grund, denn das ganze obere Stockwerk beanspruchte immer noch die Witwe Sigmunds für sich, obschon sie sich fast nie in Wildegg aufhielt. Der übrige Teil aber bot einer Familie nur beschränkten Raum und schloß infolge dessen einen längeren Aufenthalt gemeinsam mit dem Vater und dem Onkel aus. Infolge dessen traten für Rudolf Emanuel seine Pläne bezüglich den Ankauf des Hofgutes in Wildenstein neuerdings in den Vordergrund, umso mehr, als er auf den Herbst bleibend auf seine Burg übersiedeln wollte. Der alte Schultheiß Niklaus Friedrich von Mülinen hatte s. Z. den Hof um 21500 Livres in ganz verwahrlostem Zustande erworben; nun wurde er Rudolf Emanuel von dem Großsohne für 28000 Livres angeboten. Der Preis konnte an sich nicht beanstandet werden. Allein da der gute Zustand des Hofgutes namentlich der Verwaltung Rudolf Emanuels zu verdanken war, so fand dieser vermutlich, man hätte bei dem Angebote darauf etwas

¹ Ein Reisebericht im Schloßarchiv.

mehr Rücksicht nehmen dürfen, und es wollten darum die Verhandlungen nicht recht vorwärts gehen.

Schon während ihres leztjährigen Zusammenseins hatte wahrscheinlich Mathilde mit dem Vater über die Regelung ihrer Erbensprüche gesprochen und es war bei diesem Anlasse von ihr der Wunsch geäußert worden, gegen eine Leibrente auf ihren Erbanteil zu verzichten. Dieses Vorhaben ließ sich nach den damals bestehenden bernischen Gesetzen nicht ohne weiteres durchführen. Da die Gesundheit Rudolf Emanuels eine Reise nach Chambéry nicht erlaubte und da er in Geschäften auch viel weniger gewandt war als sein Bruder Ludwig Albrecht, so begrüßte man es freudig, als sich dieser bereit erklärte, die Angelegenheit ordnen zu wollen. Infolge dessen reiste er im Juni 1843 zu seiner Nichte und sandte schon am 11. des gleichen Monats seinem Neffen Ludwig Rudolf, der am vorangegangenen Tage mit seiner Familie auf Wildegg eingetroffen war, einen Bericht, wobei er ihn zugleich auf der Burg ihrer Väter willkommen hieß. Es war eine Ergänzung zu zwei früher an den Vater gerichteten Briefen, worin er diesen sowohl über den geistigen Zustand Mathildens als über die sie berührenden Finanzsachen unterrichtet hatte. Daraus erfahren wir, daß die Mitglieder des Ordens des Sacré-Cœur weibliche Jesuiten und, wie er zu Chambéry von verschiedenen Seiten gehört, sehr schlau seien. Infolge dessen wissen sie sich auch allen Ländern, Gesetzen und Sitten anzupassen. So komme es, daß sie sich sogar in Frankreich aufhalten dürfen, obschon man sie gesetzlich nicht anerkenne, sondern nur toleriere. Darum habe man Mathilde wahrscheinlich auch zuerst nach Rom gesandt, damit sie dort ihre Gelübde ablege. In Rom wäre es damals ein Leichtes gewesen, sie billig auszukaufen, nicht nur weil es für den Orden einen Triumph bedeutete, eine vornehme Protestantin zu gewinnen, sondern weil Mathilde ihm zufolge ihrer Kenntnisse auch sehr nützlich werden konnte. Es sei ihm darum unbegreiflich, warum der Vater während seines Aufenthaltes in jener Stadt den Auskauf nicht endgültig geregelt habe, und nur der Umstand könne ihn entschuldigen, daß er vermutlich der Ansicht gewesen sei, da Mathilde das Gelübde der Armut ablegen mußte, brauche sie nichts zu besitzen, sie könne nichts erben und die Gesellschaft zum Distelzwang würde im ungünstigsten Falle auch nichts herausgeben; zudem dürfe sie nichts schenken und sie werde umso besser gehalten, je höher die Pension sei, die man für sie festsetze. Allein alle diese Voraussetzungen seien irrig. Denn die Nonnen

dieses Ordens dürfen nicht nur schenken, was sie wollen, sondern sie seien erbfähig, wie jeder andere Mensch; dagegen sei eine gehalten wie die andere, man könne die Pension so hoch machen, wie man wolle. Da der gegenwärtig bezahlte Pensionspreis von 800 Franken an sich schon ein großer sei und zudem der Vater in Aussicht stellte, er werde diesen durch sein Testament auf das Doppelte erhöhen, so habe er für weitere Verhandlungen eine ungünstige Grundlage geschaffen. Trotzdem sei es ihm gelungen, diese zu einem für die Familie günstigen Resultate zu führen, ohne die Stellung Mathildens im Orden zu gefährden, indem er den Wünschen der beiden Vorsteherinnen nach Möglichkeit, doch nicht in vollem Umfange, entsprochen und geltend gemacht habe, Mathildens Vater sei arm und wäre daher nicht in der Lage, zu einem Auskaufskapital noch eine Pension zuzufügen; vielmehr müßte er selbst eine solche als Onkel übernehmen. Auch wäre es



Abb. 79. Mathilde von Effinger
als Schwester des „Sacré C  ur“, 1837—1881.

so gut wie sicher, daß beim Tode des Vaters durch die Erben weder ein Erbteil noch eine Pension ausgerichtet würde. Infolgedessen seien sie auf den Vorschlag von 8000 französischen Franken Auskaufsumme und 500 Franken jährliche Rente eingetreten und haben dieses Unerbieten sogar sehr gener  s gefunden, da die Savoyardinnen kaum die Hälfte zahlen. Auch habe er von seinem Advokaten vernommen, daß die Damen des Sacré-C  ur mit mehr oder weniger Schwierigkeiten wieder aus dem Orden austreten können, daß sie erb  hig seien, mit Einwilligung der Oberen testieren dürfen usw. So habe jüngst eine Dame aus dem Waadtland ihr Vermögen dem Orden vermacht und die Landesregierung

habe es ohne die geringste Schwierigkeit herausgegeben. In Bern würde man zweifellos gleich handeln, schon um eine Patrizierfamilie dadurch ärmer zu machen. Nur nach Bezahlung einer Aussteuer einerseits und der förmlichen Verzichtserklärung des Ordens auf alles Übrige anderseits, erhalten die Familienangehörigen Sicherheit gegen weitere Ansprüche. Man möchte darum so rasch wie möglich die ganze Angelegenheit in Ordnung bringen. Ohne Zweifel denke Mathilde ihren Angehörigen gegenüber sehr edel und wünsche ihr Vermögen mit Einwilligung ihrer Vorgesetzten schon jetzt an ihre Brüder gelangen zu lassen und zwar das mütterliche vermöge Cession, das väterliche vermöge Testament. Würde jetzt kein bestimmtes Abkommen getroffen, so falle später beides ihr zu und es gehörten dann Renten und Kapital dem Orden des Sacré-Cœur, da dieser nach dem vollzogenen Erbfall nicht gestatten würde, daß man denselben wieder rückgängig mache. Da die endgültige Regelung durch den Vater Mathildens selbst in Aussicht genommen war, so fügte Ludwig Albrecht seinem Schreiben noch einige Instruktionen für dessen Reise und Unterkunft bei.

Nach dem Einzuge Ludwig Rudolfs auf Wildegg verlegte der Vater zwar am 18. Juni 1843 seine ganze Haushaltung nach Wildenstein, kehrte aber zufolge seines Gesundheitszustandes, um in besserer Pflege zu sein, schon nach wenigen Tagen wieder nach Wildegg zurück.

Als am 16. des gleichen Monats in Aarau ein Umzug zum Empfange des Obersten von Hallwil veranstaltet wurde, ließ man von Wildegg die Rüstung dazu. Bei diesem Anlasse soll Hallwil das Schwert seines Ahnherrn der Schützengesellschaft geschenkt haben. Damals wurde auch, wie es scheint, in der Nische der Eingangshalle auf Wildegg durch einen Zeughausarbeiter von Aarau die Waffentrophäe aufgestellt, welche man neuerdings in anderer Weise verwendete.

Noch vor Jahreschluß entschloß sich Ludwig Rudolf, auf Wildegg zu bleiben. Der Onkel nahm seine ständige Wohnung in Bern, sollte aber jederzeit in Wildegg als Gast willkommen sein, und der Vater zog neuerdings nach Wildenstein hinüber. Da dessen Gesundheit die Reise nach Chambéry ausschloß, reisten Onkel und Nefte dahin und brachten alles nach Wunsch in Ordnung.

Das Jahr 1844 verlief ohne besondere Ereignisse. Im Juni gestattete endlich Rudolf Emanuel die Gesundheit, seine Tochter zu besuchen, während Onkel Ludwig Albrecht zu seinem Neffen nach Wien verreiste.

Als Ende Juli in Basel ein großes Schützenfest, verbunden mit der 400jährigen Feier der Schlacht bei St. Jakob abgehalten wurde, ließ es sich Rudolf Emanuel nicht nehmen, diesem patriotischen Anlasse beizuwohnen, wobei ihn sein Sohn Ludwig Rudolf begleitete. Auf dem Schlachtfelde standen sie während der Feier neben Jeremias Gotthelf, dem diese eine sichtbare Freude zu machen schien. Aus einem ausführlichen Berichte, welchen darüber Ludwig Rudolf an seinen Onkel nach Wien schrieb, sehen wir, wie verschieden die Denkart der Angehörigen der familie war. Rudolf Emanuel blieb trotz des Undankes, den er für seine Dienste als Offizier und Staatsmann geerntet hatte, der aufrechte Patriot, der es sich nicht versagen konnte, wie sehr ihm auch die herrschenden politischen Strömungen zuwider sein mochten, vaterländischen Festen beizuwohnen. Sein Bruder Ludwig Albrecht dagegen war der vergränzte Aristokrat, der seinen Umgang nur noch in gleichgesinnten Kreisen suchte und fand und sich in die neue Zeit nicht mehr hineinfinden konnte. Daraus erklärt sich auch die innige Freundschaft mit seinem Neffen Albrecht in Wien, dem die Hofluft zum Lebenselemente geworden war. Bei Beurteilung der politischen Vorgänge im Vaterlande drückt dieser sich in seinen Privatbriefen zwar sehr vorsichtig aus, macht aber aus seiner Abneigung gegen das radikale Element kein Hehl. Ludwig Rudolf, der, wie wir sahen, ganz in bürgerliche Bahnen eingelenkt hatte, verließ sie wieder nach Antritt der großen Erbschaft seiner Frau, und wir erkennen in seinen Briefen den früheren schlichten Bürger-Aristokraten kaum wieder. Im übrigen aber stand für ihn die Kunst weit über dem Getriebe des Tages, dem er nur ein sehr begrenztes Interesse entgegenbrachte. Alle aber liebten ihr Vaterland und waren gute Eidgenossen, nur nicht Anhänger der herrschenden politischen Strömung jener Zeit.

Am 10. September 1844 traf Ludwig Albrecht wieder vorübergehend auf Wildegg ein und schon drei Tage später folgte ihm von Frankfurt aus Albrecht, sodaß es dem Vater vergönnt war, acht frohe Tage im Kreise seiner familie zuzubringen, während denen ein geselliger Anlaß den anderen ablöste. Sie waren ein letzter Sonnenblick vor dem heranziehenden Gewitter.

Die Festtage von Basel, mit denen die Patrioten aus allen Gauen des Vaterlandes das Andenken an den Heldentod ihrer bei St. Jakob gefallenen Vorfahren feierten, hatten nicht vermocht, die hoch gehenden politischen Wogen zu glätten. Schon im Sommer war von dem

argauischen Staatsmanne Augustin Keller in der Tagsatzung der Antrag auf die Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz gestellt worden, doch fand sich dafür keine Mehrheit. Infolge dessen berief sie im Oktober die luzernische Regierung nach der Hauptstadt des Kantons, dem damaligen eidgenössischen Vororte. Das steigerte die Leidenschaften der politischen Parteien aufs höchste und veranlaßte am 8. Dezember 1844 den ersten Freischarenzug zum Sturze der Konservativen.

Infolge einer völlig unzulänglichen Organisation scheiterte dieses an und für sich ungesekliche Unternehmen gänzlich. Soweit die Tagebücher und der Briefwechsel uns einen Einblick gewähren, legte man in der Familie Effinger dieser Aktion keine allzu große Bedeutung bei, sah aber ihr Mißlingen nicht ungern, da die gemeinsame Not in allen konservativen Kreisen den gleichen Haß gegen die radikale Vergewaltigung ausgelöst hatte. Ludwig Rudolf schreibt in einem Briefe, nur ein Strafgericht Gottes könne die Nationen wieder zur Besinnung bringen, und selbst so gut patriotisch gesinnte Männer wie David Hess in Zürich schätzten sich glücklich, daß ihr hohes Alter sie von der Qual, in solchen Zeiten leben zu müssen, bald befreien werde.

Leider benutzte die konservative Luzerner Regierung ihre neu gewonnene Machtstellung zu Maßnahmen gegenüber dem Liberalismus, welche diesen zu neuen Taten reizen mußte. Am 26. März 1845 meldete Dr. Fahrländer an Rudolf Emanuel, man erwarte jeden Augenblick den Einmarsch der Freischaren in den Kanton Luzern. Am 1. April trafen auf Wildenstein die ersten unbestimmten Nachrichten von flüchtigen Freischärlern ein und von Mißhandlungen solcher auf dem Markte zu Villmergen. Auch Kanonenschüsse wollte man gehört haben. Tags darauf hieß es, die Freischaren seien in Luzern eingerückt, aber von den Leuten aus den kleinen Kantonen umringt worden unter Verlust von Toten und Gefangenen. Am 3. April wußte man zu berichten, der Ammann von Möriken sei mit drei anderen Bürgern und ebensovielen Othmarsingern, obschon sie nur Zuschauer gewesen, von der Luzerner Regierung arretiert und inhaftiert worden; es gehe die Meinung, man habe sie alle erschlagen. Um sich über die Lage genauer zu unterrichten, machte Rudolf Emanuel am folgenden Tage eine kleine Rundreise über Sengburg nach Aarau. In beiden Städten verlangte man argauisches Militär. In Aarau, wo von den ausgezogenen Freischaren noch 69 fehlten, war die Stimmung besonders düster. Ein einmarschiertes Basellandschäftlerbataillon sollte die Regierung schützen.

Auch in Bern war man anfänglich über die Lage nicht gut unterrichtet. Denn am 5. April 1845 schreibt Ludwig Albrecht seinem Neffen Ludwig Rudolf nach Wildegg, ein Vertrauensmann habe ihm versichert, er glaube nicht, daß die Freischaren es wagen, in Luzern einzufallen, seitdem die Tagsatzung es mißbilligt hätte. Auch hoffe man, die Nachbarstaaten werden es mit Warnungen an die Eidgenossenschaft bewendet sein lassen und nur gezwungen mit Truppen einschreiten, so daß die Radikalen nichts von ihnen zu ersorgen und die Konservativen nichts von ihnen zu hoffen haben. Freilich wäre es das beste, beide Parteien würden sich selbst helfen und hiefür Opfer bringen, allein hiezu sei niemand bereit. Dann fährt er fort: „Ich hatte früher eine große Meinung von unserer Kaste, aber jetzt halte ich sie zu allem unfähig. Was ich gesehen und gehört, möchte ich keinem Menschen sagen, so miserabel erschien sie mir in der letzten Krisis. Die hiesige Regierung (von Bern), nachdem sie lange durch die Finger gesehen und heimlich Wohlgefallen an dem Freischarenwesen genommen, desavouiert jetzt dieselben, hat befohlen, die Hefzer einzuvernehmen, dem Ludwig Snell einen Prozeß zu machen, den Regierungsstatthalter von Nidau, der die Kanonen nehmen ließ, abgesetzt usw. Hingegen ist jetzt auch Zürich ganz radikal geworden. Es ist eine Anarchie ohne gleichen. Die Soldaten gehorchen ihren Offizieren nur, wenn sie es für gut finden. Ochsenbein ist nicht tot und die anderen Chefs von hier tauchen auch wieder auf . . . Man sagt hier, die Ländler wollten nach dem Sieg das Aargau züchtigen, aber Sonnenberg widersetzte sich, sagend, sie wollten einem anderen Kanton nicht tun, was man ihnen getan, nämlich in fremdes Gebiet einfallen; man müsse den Bürgerkrieg nicht ausdehnen usw. Auch heißt es, Basel sei im Schrecken einerseits vor den Landschäftlern, anderseits vor den Franzosen, die sich an der Grenze zeigen. Bei allfälliger Einquartierung werdet ihr und die Häuser Laue wohl die Offiziere aufnehmen können, die Soldaten soll Gebhard (der Schloßverwalter) in den Wirtshäusern und Kneipen verdingen; die Frau von Wildegg (Witwe Sigmunds in Lausanne) muß dann einen Drittel daran bezahlen. Was die Tagsatzung jetzt machen soll, ist mir unerklärlich, da die Gesandten und ihre Instruktionen die gleichen sind wie früher. Zudem sind die Radikalen fast überall Meister und sie scheinen die Not des Auslandes nicht im mindesten zu beachten, sie mögen in einem warnend-wohlwollenden, oder in einem drohenden Tone abgefaßt sein. Ich sehe demnach nichts als eine mehr oder weniger

geregelte Anarchie voraus. Dem Ummann von Mörigen ist es gegangen, wie vielen jungen Leuten im hiesigen Kanton: sie liefen als Zuschauer mit, weil sie nicht den geringsten Widerstand erwarteten und glaubten, es werde sofort nach dem Einzug der Freischaren einen großen Ball geben, an dem sie tanzen wollten. Übrigens hat das Schicksal von Luzern an einem Faden gehangen. Nach Augenzeugen wurde Sonnenberg unerwartet überfallen, die Stimmung in der Stadt, bei der Regierung und in den Luzerner Truppen war äußerst kleinlaut und ohne die Ankunft von Landammann Spichtig, der ihnen wieder Mut einsprach, und seiner Unterwaldner wäre es um Luzern geschehen gewesen. An dem Fanatismus und der Demoralisation, welche das Schweizervolk ergriffen hat, sieht man den Einfluß der Presse und der vielen Kneipen im Land. Die Leute haben durch etwa 40 äußerst schlechte Blätter, die einzigen die sie lesen, mehrtheils von deutschen Flüchtlingen geschrieben, den Kopf so verloren, daß sie nicht mehr wissen, was gut oder schlecht ist und nur der blinden Leidenschaft Gehör geben. Und dieses hat sich nicht nur auf die unteren Klassen erstreckt, sondern gebildete Menschen ergriffen, wie in Zofingen, Aarau, Sempach usw. Man kann gar nicht absehen, da beinahe alle Großräte, alle Regierungen und die ganze Bevölkerung mit Ausnahme der kleinen Kantone radikal sind, was aus den inneren Verhältnissen der Schweiz hervorgehen wird.“ In einem anderen Briefe vom 16. April 1845 schreibt er, daß die bernische Regierung die Truppen nach und nach entlasse und daran wohltue, da dieselben alle Tage schwieriger und ungehorsamer werden. So habe sich das neunte Bataillon, das zu Thun war, so schwierig gezeigt, daß man es plötzlich entlassen mußte. Gestern haben Soldaten einen luzernischen Schweinehändler auf offenem Markte geschlagen, und als der Platzkommandant Ruhe schaffen wollte, habe auch er sich nur durch eiligen Rückzug vor dem gleichen Schicksale bewahren können. Die Erbitterung im Volke gegen Luzern sei immer noch sehr groß, und wo sich einzelne Luzerner zeigen, bekommen sie Prüge. Das Volk glaube die unglaublichsten Dinge, welche ihm von den Radikalen vorgeschwatzt werden, je dümmer und unsinniger, desto lieber. Es herrsche überhaupt ein ungesetzlicher, „anarchistischer“ Zustand, der je länger je schlimmer werde, da Gesetz, Obrigkeit usw. keine Kraft mehr besitzen.

In ähnlicher Weise meldet August Burckhardt, der Präsident des Kriminalgerichtes in Basel, dem Ludwig Rudolf Effinger nach Wildegg,

der Freischarenzug habe auch dort eine große Agitation verursacht und man dürfe wohl sagen, daß ein Sieg der Freischaren für die Basler Konservativen schlimme Folgen gehabt hätte. Nachdem man während drei Tagen fünf Mal einen solchen ausposaunte, sei endlich Mittwoch abends die gewisse Kunde von der Niederlage eingetroffen und seitdem lebe man wieder auf. Er sei inzwischen in Luzern gewesen und habe die Dinge in der Nähe gesehen; es sei ein ganz eigener Anblick um diese Kriegsgefangenen. Obschon sie ihr Schicksal verdient haben, seien sie doch in einem Zustande der Erniedrigung, den man bedauern müsse. Doch hätte er sich das Aussehen dieser Truppe nicht so scheußlich banditenmäßig vorgestellt. So lauteten die Stimmen im konservativen Lager.

Inzwischen hatte sich das junge Ehepaar mit den Kindern auf Wildegg eingewöhnt, doch wurde Frau Juliette wieder ernsthaft krank und erholte sich nur langsam.

Durch diese politischen Ereignisse in der Schweiz war auch Albrechts Stellung in Wien gefährdet. Da er sie sehr aufmerksam verfolgte, gab er sich über seine Lage keinen Täuschungen hin, sondern plante im Falle seiner Abberufung, weil er nicht nach Hause zurückkehren mochte, einen längeren Aufenthalt in Italien. Am 17. April 1845 schrieb er seinem Bruder, die Kunde von dem glorreichen Sieg der Luzerner sei ihm am 6. zugekommen. Sie habe am Abend beim Fürsten Metternich die froheste Teilnahme als den Sieg des Rechtes über das destruktive Prinzip gefunden. Allein ein Bürgerkrieg sei stets ein trauriges Ereignis und habe bei ihm keine frohe Stimmung aufkommen lassen, trotz seiner Freude über die Waffentaten der wackeren Eidgenossen. Da die Freischaren verworfene Elemente in sich aufgenommen hätten, so möchte es dem armen Luzern ohne den würdigen Sonnenberg und das Vertrauen, das er den tapferen Hirtensöhnen einzufößen verstanden habe, wohl schlimm ergangen sein. „Wähten wirklich die vielen irregeleiteten Aargauer aus angesehenen Familien, die den Zug mitmachten, daß es sich um die Jesuiten handle?“

Am 5. Mai 1845 traf ein Schreiben Ludwig Albrechts ein, worin er meldete, nach zuverlässigen Nachrichten sei der General von Erlach (Sophies Gemahl) am 18. April in London gestorben. Man wisse nicht, wie es um seine Vermögensverhältnisse bestellt sei und sollte darum ein Beneficium inventari aufnehmen lassen. Sollte er seinem angeblichen Sohne seinen Besitz vermacht haben, so dürften dies die Verwandten nicht anerkennen.

Da man im Argau fürchtete, die inneren Kantone könnten nach der siegreichen Niederwerfung der beiden Freischarenzüge nun selbst die Offensive ergreifen, wurden Bürgerwehren organisiert. Trotz dem gespannten Verhältnisse zwischen der Gemeinde Möriken einerseits und dem Schloßherrn und den Fabrikbesitzern Laué anderseits, fand es erstere doch für gut, mit dem Oberbefehl über die Mannschaft ihres Dorfes Friedrich Laué und Ludwig Rudolf, der immer noch den Rang eines Geniehauptmanns bekleidete, zu betrauen. Auch diesmal hielt es den alten Vater Rudolf Emanuel nicht zuhause. Sobald es die Umstände gestatteten, unternahm er eine kleine Schweizerreise, um wieder die Orte aufzusuchen, an denen gekämpft worden war.

Der Sommer 1845 brachte ruhigere Tage. Ludwig Rudolf wohnte mit seiner Gattin in Zürich einem Konzerte des berühmten Pianisten Liszt bei, fand aber, man müßte mehr von Musik verstehen als er, um einen richtigen Genuß an diesem Spiele zu haben.

Trotz der stürmischen Zeiten beschloß der Große Rat des Kantons Argau, sich an der Erstellung einer Eisenbahnlinie durch das Aretal nach Zürich zu beteiligen, wobei auch Wildegg eine Station erhalten sollte, was mehr die Freude der dortigen Fabrikanten, als die der Schloßherren erweckte, auch wenn sie dem Projekte nicht ungünstig gesinnt waren.

Ludwig Albrecht beschloß in diesem Jahre in einer Anwandlung von Melancholie, auf alle gesellschaftlichen Vergnügen zu verzichten, da er sich immer einsamer fühlte. Er schreibt darum, daß der eigentlich zu beneiden sei, der jung sterbe, denn um ihn weine Alles. Wer dagegen alt und lebensmüde mit erbleichtem Haar den Weg alles Irdischen gehe, der habe das Schicksal der Blätter, die im Herbst vom Baume fallen; denn wie für diese, sei auch für ihn das Sterben eine Notwendigkeit, man verschmerze es leicht und der Winter decke bald alles zu. Trotzdem habe er manches Gute auch während dieses Jahres erfahren, namentlich von zwei weiblichen Wesen, der Gräfin Schwerin geb. Harkowicz¹ und Frau Pauline Ryhiner geb. Streckeyen. Auch sei er vom Erzherzog Johann von Österreich durch die Zusendung eines Aquarells von Nordenberg als Andenken ausgezeichnet worden, und kleine Reisen hätten ihm manchen Tag aufs angenehmste verkürzt.

Den Winter verbrachte die ganze Familie Effinger mit Ausnahme Albrechts in Bern. Man aß und trank und feierte bis in den Februar

¹ Sie starb schon das folgende Jahr an der Schwindsucht.

hinein Familienfeste, wie wenn die Welt im größten Frieden läge. Am 25. Januar 1846 konnte Rudolf Emanuel endlich von Egbert Friedrich von Mülinen das Hofgut Wildenstein um 28 000 Schweizerfranken erwerben, sodaß nun der gesamte Schloßbesitz wieder vereinigt in das Eigentum eines Eßfingers überging. Zum Andenken an diese Wiedervereinigung schenkte er am 10. April der Kirchgemeinde Deltheim eine silberne Platte für das Abendmahlbrot und feierte darauf am 10. Juni seinen 76. Geburtstag mit seinem jüngeren Sohne, dessen Familie und dem von Bern herbeigeeilten Bruder Ludwig Albrecht auf seinem Besitztum. Darauf reiste er seiner Tochter Mathilde bis Genf entgegen, um sie selbst nach ihrem neuen Bestimmungsorte zu führen. Am 28.^{ten} Juni trafen beide in Wildenstein ein. Inzwischen hatte Ludwig Albrecht einen Abstecher zu seiner verehrten Freundin, Frau Ryhiner-Streckeysen, nach Basel gemacht, in deren gastlichem Hause ihm der Verkehr mit hervorragenden Basler Gelehrten einige genußreiche Tage brachte. Dann kehrte er nach Wildenstein zurück, um seine Nichte zu begrüßen, worauf alle drei nach dem Kloster der Schwestern vom Hl. Herzen Jesu bei Kienzheim, einem kleinen, anmutig am Fuße der Vogesen gelegenen Städtchen, verreisten. Zur Beruhigung der ganzen Familie fühlte sich Mathilde als Nonne recht glücklich und versicherte, es sei ihr eine Wohltat, nachdem sie während einigen Tagen Gelegenheit gehabt habe, mit ihren Angehörigen und Freunden in Verbindung zu treten, wieder die stille Klosterzelle aufzusuchen. Nach kurzem Aufenthalte machten die beiden Brüder einen Abstecher über Straßburg nach Baden-Baden, wo gerade zwei deutsche Fürsten zur Kur weilten, deren unschickliches öffentliches Auftreten Ludwig Albrecht in seinem Berichte¹ über diese Reise scharf tadelt. Nach einer kurzen Rheinfahrt traf Rudolf Emanuel am 18. Juli 1846 wieder zuhause ein, während der Bruder nach Bern weiterreiste. Zwei Tage später entzündete sich gegen Abend in der Scheune des Schloßgutes auf Wildegg der Heustock, doch konnte mit vereinter Hülfe der Gutsbewohner und der Feuerspritzen-Mannschaften aus den umliegenden Dörfern ein Brandausbruch verhütet werden, trotzdem es an Wasser fehlte, das von überallher in Standen herbeigeschafft werden mußte. Bei diesem Rettungswerke legten die Bewohner von Möriken einen solchen Eifer an den Tag, daß ihnen der Schloßherr durch den Pfarrer am Schlusse des nächsten Sonntagsgottesdienstes Anerkennung und Dank aussprechen ließ. Vielleicht sollte

¹ Im Schloßarchiv.

dieser Eifer eine Vergeltung sein für die große Unerfrohenheit, welche Ludwig Rudolf kurz vorher bei einem Brande in Niederlenz bewiesen hatte. Zufolge des Einsturzes einer Mauer hätte sie ihn beinahe das Leben gekostet. Darüber war namentlich der Onkel Ludwig Albrecht sehr ungehalten, von dem er statt des gehofften Lobes bittere Vorwürfe erntete. Grund zu dieser Verstimmung bot ihm aber auch ein neuer Vermögensverlust seines Neffen, der mit dem Gelde seiner Frau und seiner Kinder in Bahnpapieren spekuliert und dabei infolge des Kursrückganges 10 000 Franken eingehüßt hatte. Da in allen schwierigen Lebenslagen der gute Onkel mit Rat und Tat helfen mußte, so tat er es auch diesmal, jedoch mit der ernstlichen Ermahnung, der Nefse möchte von solchen Geschäften Umgang nehmen, wie er dies auch seinem Vater geraten habe, der aus gleichen Ursachen ebenfalls in Geldschwierigkeiten geraten war. Dabei erinnerte er beide daran, daß nicht Geld und Gut das größte Glück bringen, sondern die Zufriedenheit. Auch in Bern hatte dieser Kurssturz manchen Aristokratenfamilien große Verluste gebracht.

Schon zu Anfang des Jahres 1846 war im „Schweizerischen Geschichtsforscher“ (Bd. XII) eine historische Studie über die Verteidigung Ormonds im Jahre 1798 anonym erschienen, als deren Verfasser sich Ludwig Rudolf Waffenkameraden gegenüber bekannte. Sie trug ihm verdientes Lob in militärischen Kreisen ein, in zürcherischen namentlich das von General Ziegler und Oberst Nüscherer. Die lebensvolle Darstellung des heldenmütigen Kampfes der Bergbewohner des Saanenlandes und der Ormonds gegen die Franzosen stützte sich auf Mitteilungen, die dem Verfasser bei einer militärischen Mission in diese Gegend gemacht worden waren und die er später bei zweimaligen Besuchen noch ergänzte. Ihre Bearbeitung war für die schweizerische Geschichtsforschung umso wertvoller, als sich bis dahin niemand mit einer Aufzeichnung dieser Ereignisse befaßt hatte.

Im Jahre 1847 trat Albrecht in sein 48. Altersjahr und Ludwig Rudolf in sein 44. ein. Des ersteren Ehe war kinderlos geblieben, dem letzteren hatte seine Gattin zwei Mädchen geschenkt. Beide Brüder hofften auf keine männliche Nachkommenschaft mehr. Umso besorgter war darum Ludwig Rudolf um die Zukunft seiner beiden Töchterchen. Nun besaßen die Effinger, wie wir schon vernahmen, eine sog. Familienkiste. Von den übrigen Linien lebten nur noch Ludwig Friedrich, damals Gemeindepräsident in Bern, mit seinem 15 jährigen, sehr fränklichen

Sohne Ludwig und einigen verheirateten und ledigen Töchtern, sowie die damals 80jährige Margaretha Sophie v. Effinger, verwitwete Gemahlin des Ludwig Niklaus Jenner.¹ Es sprach darum alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die ganze Familie Effinger im Mannesstamme in absehbarer Zeit aussterben werde. Aus diesem Grunde schlug Ludwig Rudolf vor, die Familienkiste jetzt schon zu teilen. Damit stieß er aber bei seinen Anverwandten und namentlich bei seinen nächsten Angehörigen auf großen Widerstand, ja es wurde ihm sogar dieser Vorschlag recht übel genommen. Immerhin mußten sich auch die Gegner dieses Projektes sagen, daß unter obwaltenden Umständen die bestehenden Vorschriften revisionsbedürftig seien. Denn die Teilhaber waren teils argauische, teils bernische Staatsangehörige, die ersteren allerdings auch in der Stadt Bern verburgrechtet, wo das Vermögen lag. Bis dahin hatten die argauer Effinger ihr in dieser Kiste niedergelegtes Vermögen beim Staate Argau nicht versteuert und es war daher recht wohl möglich, daß bei einer Aufhebung derselben zufolge gänzlichen Aussterbens des Mannesstammes sehr unangenehme Steuerfolgen entstehen konnten. Um solche wenigstens zu mildern, hatte man für diesen Fall ein Legat an den Kanton vorgesehen und zwar auf Kosten der beiden Töchter Ludwig Rudolfs, denen der Inhalt der Familienkiste voraussichtlich zufiel. Nachdem sich der erste Sturm in der Familie über das unerwartete Begehren gelegt hatte, wurde es Albrecht in Wien nicht schwer, durch einen Nachtrag zum alten Reglemente von 1830 sämtliche Familienmitglieder zufrieden zu stellen. Dieser hob u. a. das vorgesehene Legat an den Kt. Argau auf, dagegen blieb ein zweites an die Gesellschaft zum Distelzwang in Bern in Kraft.

Mathilde war aus dem elsässischen Kloster schon im Verlaufe des Sommers wieder nach Montet im Kanton Freiburg versetzt worden, wie man glaubte aber nur provisorisch. Inzwischen hatten sich die politischen Zustände in der Schweiz abermals verschärft. Im Juli war die Auflösung des Sonderbundes beschlossen worden und an die Kantone die Einladung ergangen, die Jesuiten auszuweisen. Zudem sollte sofort eine Bundesrevision an Hand genommen und ein Strafgesetz gegen Freischärler erlassen werden. Während der Tage vom 18. bis 29. Oktober 1847 fand die letzte Sitzung der Tagsatzung zur Entgegennahme der Beschlüsse über diese Instruktion statt. Vermittlungskonferenzen brachten keine Resultate. Infolge dessen wuchs die gegenseitige Erbitterung immer

¹ Sie starb am 14. Januar 1851 im 84. igsten Lebensjahre.

mehr, sodaß am 29. Oktober die Vertreter der sieben katholischen Kantone, welche sich schon 1845 zu einem Sonderbunde zusammengeschlossen hatten, die Sitzung nach heftigen Anschuldigungen gegen die Liberalen verließen. Darauf beschloßen diese, den Entscheid dem Schwerte anzuvertrauen. Als General wurde an die Spitze der eidgenössischen Truppen Heinrich Wilhelm Dufour von Genf gewählt. Da die Unterwerfung Freiburgs als eines der nächsten Kriegsziele galt, fürchtete man auf Wildegg und Wildenstein für Mathilde, doch ohne Not. Denn die Vorsteherin hatte schon Ende Oktober ihren ganzen Konvent nach Genf verbracht, sodaß die Einladung des Onkels Ludwig Albrecht, seine Nichte möchte die unruhigen Zeiten mit Erlaubnis der Oberrn bei ihm in Bern zubringen, sich als überflüssig erwies.

Wie schon in früheren Jahrhunderten zogen auch diesmal die Wolken des Kriegsgewitters nicht weit an Wildegg vorüber, entluden sich aber erst am Rooterberge, sodaß kaum ein fernes Donnerrollen bis zu unseren Burgbewohnern drang. Trotzdem nahmen sie an diesen kriegerischen Ereignissen regsten Anteil, nicht nur als Militärs, sondern auch als gute Patrioten, wenn auch gewiß nur mit geteilter Freude an der Stärkung der Partei, welcher die Siegerlorbeeren in den Novembertagen gewunden wurden. Am Tage, da bei Gislifon die Würfel zu Gunsten der Gegner des Sonderbundes fielen, reiste Rudolf Emanuel in gewohnter Weise nach Bern, um mit seinem Bruder die rauheste Jahreszeit im Schutze der städtischen Mauern und in einem Kreise lieber Verwandter und Freunde zuzubringen. Dabei mochte sein Gesundheitszustand es auch wünschenswert gemacht haben, ärztliche Hilfe näher zu wissen, als auf der einsamen Burg. Ludwig Rudolf gedachte, in wenigen Tagen mit seiner Familie zu folgen. Zwar mußte sich der alte Vater von den Anstrengungen der Reise während einigen Tagen im Bette erholen, doch fühlte er sich im übrigen nicht besonders unwohl und gab daher seiner Umgebung zu keinen weiteren Befürchtungen Anlaß. Nur dem Arzte blieb nicht verborgen, daß sich sein Herzzustand bedeutend verschlimmert hatte, und darum der Tod jeden Tag eintreten konnte, während ein verhältnismäßiges Wohlfsein den Patienten selbst mit besten Hoffnungen erfüllte. Am 29. November 1847, gerade acht Tage nach seiner Ankunft, brachte ihm dann auch kurz nach 9 Uhr ein Schlagfluß ein schmerzloses Ende. Er starb in den Armen seines Arztes Dr. Wild. Der Bruder, welchen man hatte herbeirufen lassen, kam schon zu spät. Am nächsten Tage schrieb Frau Wyttenbach-Gatschet

an Frau Juliette Effinger nach Wildegg, bei ihrem Besuche habe sich das „Mareili“, die langjährige treue Haushälterin des Verstorbenen, vor Schmerz fast nicht zu fassen gewußt. Dieser dagegen sei mit einem Ausdruck völligen Friedens im Angesichte auf dem Totenbette gelegen. Als ersten Blumengruß habe sie zwei Sträußchen im Namen seiner Großfinder in seine weißen mageren Hände gelegt. Auch Ludwig Albrecht gab sofort seinem Neffen Ludwig Rudolf von dem traurigen Ereignis Kunde. Seinem Briefe entnehmen wir, daß nach eigenem Geständnisse der Verstorbene sich in Herzogenbuchsee, wo er in einer sehr kalten Stube übernachtete, eine starke Erkältung zugezogen hatte, was ihn zwar an das Bett fesselte, den Besuch guter Freunde aber nicht verhinderte und ihn an eine nahe Todesgefahr nicht denken ließ.

Die Trauer um den Verstorbenen war eine allgemeine. Eine kurze, aber treue Schilderung seines Lebens und Charakters hat sein Bruder handschriftlich hinterlassen.¹ Sie lautet: „Wenn wir zusammenfassen, was Effinger als Militär, Magistrat und Beamter geleistet hat, so werden wir ihm nur Lob spenden müssen, indem er pflichttreu und unermüdet das Wohl seines Vaterlandes und seiner Mitmenschen herbeizuführen trachtete und ein seltenes Organisationstalent besaß. Er war ein gerechter Richter, eine Stütze für die Guten, eine Geißel für die Schlechten, die seinen Ernst und seine Festigkeit nicht wenig fürchteten. Niemand mehr als Effinger war des Glaubens, daß man alles für das Volk, aber nichts durch dasselbe tun solle. Auch fand er, man schreibe und drucke viel zu viel und handle viel zu wenig. Er war kein spekulativer, sondern ein durchaus praktischer Mann und in allem, was er unternahm, von seltener Ausdauer. Als Privatmann war er freundlich und dienstfertig und suchte seiner Umgebung Freude zu machen. Seine Frau und seine Kinder liebte er zärtlich, ohne sie zu verhätscheln, denn er war und blieb immer Herr und Meister in seinem Hause. Ohne gemüthlich zu sein, war er den Seinigen und seinen Freunden treu ergeben und wußte die Menschen fest an sich zu fesseln. So blieben ihm nicht nur seine Freunde, sondern ganz besonders auch seine Dienstboten in größter Treue und Anhänglichkeit ergeben, letztere während dreißig und mehr Jahren, denn er verstand sehr gut mit den Landleuten umzugehen. Liebhabereien hatte er in seinem Leben nur zwei: Pferde und Landwirtschaft. Beide kosteten ihn schweres Geld, da er immer das Beste und Hübscheste an Vieh und Produkten haben wollte. Für

¹ Im Schloßarchiv.

seine Person hatte er wenig Bedürfnisse und gönnte sich wenig Comfort. Eine Eigenheit seines Charakters war eine Geheimnistuerei für Kleinigkeiten, die Freude, Überraschungen zu machen und womöglich niemals auf gleichem Wege zurückzukehren. In den letzten Jahren seines Lebens hatte er theils durch Gicht, für die man das Glüheisen anwenden mußte, theils durch eine Herzkrankheit, die ihm das Atmen sehr erschwerte, viel zu leiden, was er mit größter Geduld und Ergebung trug. Die politischen Ereignisse beschäftigten ihn sehr, sodaß das Lesen mehrerer inländischer öffentlicher Blätter und der Allgemeinen Zeitung von Augsburg seine tägliche Beschäftigung war. Kein Ereignis machte ihn in seiner Denkungsart und seinen Grundsätzen schwankend. Er hielt die monarchische und nach ihr die aristokratische Verfassung der Staaten für das Glück der Menschheit, viel geeigneter als die demokratische, besonders für einen größeren Staat, und war allem radikalen Treiben spinnefeind.“

Die in den letzten Sätzen ausgesprochenen Ansichten dürften in ihrer ganzen Schärfe mehr der Gesinnung Ludwig Albrechts selbst, als der seines Bruders entsprochen haben. Ergänzt werden diese Mittheilungen durch die des alt-Schultheißen Fischer, welcher schreibt:¹ „Er war von großer, schöner Gestalt, welcher seine kräftige, kerngesunde innere Natur entsprach; sein blaues Auge hatte einen offenen und verständigen Blick; ein edler, ungesuchter Anstand zierte seine Haltung; fest, entschlossen, gerecht, derb, mochte und machte er, wo sein gesundes Urtheil und seine gerechte Absicht sich kurz und bald entschieden hatten, des Federlesens nicht viel. Wenn man einen entschlossenen Mann brauchte, war der Name Effingers immer einer der erstgenannten; so erhielt er im Dezember 1813 kurz vor dem Einmarsche der Alliierten in die Schweiz das Stadtkommando in Bern und Bewegungsgelüste von dieser oder jener Seite blieben im Reich der Wünsche. Man wußte, daß, wenn „„Wurmser““ (so war sein Zunahme bei Freunden und Bekannten) mit seinem „„Seh““ und manchmal dazu mit einem Schlag der Hand auf den rechten Schenkel seinen Befehl abgegeben hatte, das Mucksen böse Beulen und nicht viel anderes eintragen könne; gleichviel, ob nach rechts oder nach links, sprach er seine Willensmeinung frei und frank gerade heraus. In seinen Amtsverwaltungen, besonders in den oberamtlichen, wurde er zuweilen der Willkürlichkeit beschuldigt. Alles, was einer Schifane, einem Kniffe oder auch einer geschickten Benutzung der Form,

¹ Abgedruckt als Einleitung zu den „Erinnerungen an die vier ersten Monate des Jahres 1798, von Emanuel Rudolf Effinger“ im Berner Taschenbuch 1858.

entgegen dem, was nach seiner Überzeugung recht war, ähnlich sah, war ihm allerdings durch und durch zuwider und nicht minder das Häckeln und Widerstreben gegen die Autorität. Einen offenen, anständigen Widerspruch vertrug er sehr gut; wo er aber bösen Willen sah, da hieß es leichter „„biegen oder brechen““ und zwar nicht im Zorne, sondern in derber Festigkeit. Er war unter Freunden ebenso geliebt als geachtet und angenehmer Gesellschafter, der auch gerne an schicklichem Scherze Theil nahm. Effinger besaß einen seltenen physischen Mut. Noch als Siebziger trieb er sein Pferd, als es mit der Fährre von Wildenstein entweder zu lange oder wegen der ziemlich angeschwollenen Aare gar nicht gehen wollte, schwimmend durch den Fluß; und als beim Baue der Nydeggbücke vor dem Schlusse der Gewölbe einzelne Balken zum Behufe einiger Steinmehzen oder Zimmerleute in der Höhe über der tief unten rauschenden Aare gelegt waren, überschritt der 70jährige Effinger festen Schrittes den schwindlichten Abgrund, der Erste, der freiwillig hinüberging und dem noch während mehrerer Tage keine Anderen nachfolgten. Effinger war durch und durch ein Ehrenmann, ein Berner von echtem Metall. An seinem Grabe dachte, wer ihn gekannt hatte, an seinen ritterlichen Sinn, und wer wußte, daß ihm keine männlichen Enkel zur Ruhestätte folgten und der Mannestamm des alten Geschlechtes in nicht ferner Zeit erlöschen werde, der mochte der alten Sitte sich erinnern, mit dem wackeren letzten Ritter eines Geschlechtes Helm und Schild zu versenken.“

Der bekannte Zürcher Historiker Prof. Dr. Georg von Wyß, mit dem und seiner Familie Rudolf Emanuel befreundet war, schloß seine kurze Biographie mit folgenden Worten: „Ein einfaches, gerades Wesen, ein gerechter, wohlwollender Sinn gegen jedermann, eine seltene Festigkeit und Entschlossenheit beseelten Effinger von Jugend an und erwarben dem noch im Greisenalter auch durch sein Äußeres ausgezeichneten Manne von jeher die allgemeine Hochachtung.“¹

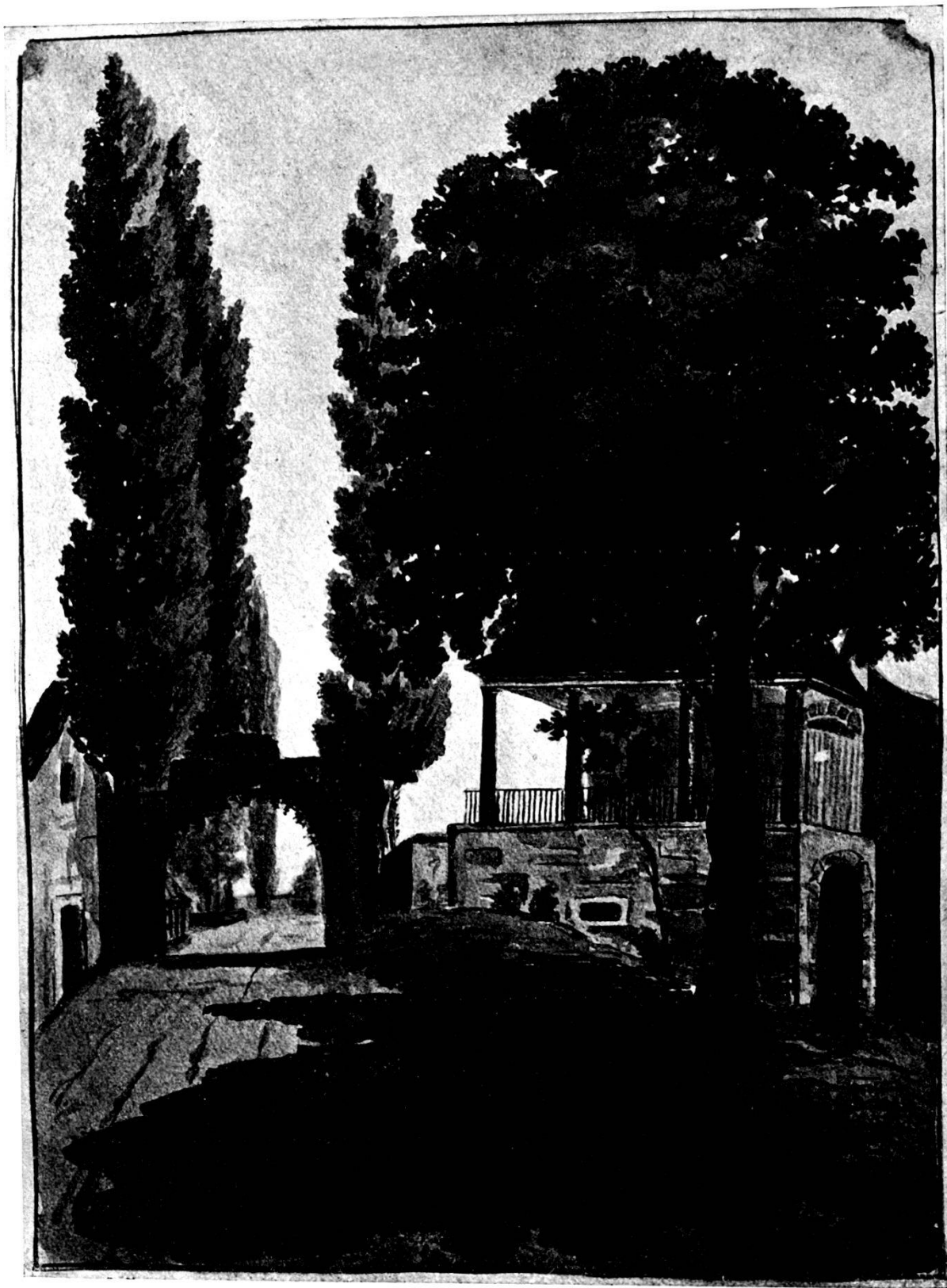
Am nächsten ging wohl der Tod des Bruders Ludwig Albrecht, so nahe, daß er nach der Biographie über denselben auch die Aufzeichnungen seiner Lebensereignisse mit der Bemerkung schloß, daß, da er nun selbst im 75. Jahre stehe, sein Leben und Wirken von keinem Belang mehr sein könne.

Rudolf Emanuel hinterließ ein reines Vermögen von ca. 161,000 Franken, sodaß jeder der drei Erbtheile 53,650 Franken betrug, wovon

¹ Allgemeine deutsche Biographie, 5. Bd., Leipzig 1877.

Mathilde durch den Einkauf in das Kloster schon 11,000 Franken vorbezogen hatte. Die Erbschaft war infolgedessen, selbst für die damalige Zeit, eine bescheidene. Dementsprechend bekundeten auch die Legate an die Großkinder, die Dienstboten, die Armengüter u. s. w. mehr den guten Willen, als daß sie einen nennenswerten Geldzuwachs brachten. Auffallend ist, daß dieser Mann, der bis zu seinem Tode Soldat blieb, und gerade auf diesem Gebiete für das Vaterland und den Kanton Bern hervorragendes geleistet hatte, von Familienmitgliedern und Freunden nach seinen Zivilämtern betitelt wurde, während sein Bruder, der nur in seiner Jugend Waffendienst getan hatte, offiziell der „Herr Oberst“ blieb, gerade so wie sein Nefse Ludwig Rudolf vom Gesinde als „Junker Hauptmann“ tituliert werden mußte, obschon die Malerei und die Förderung der einheimischen Kunst seine Lebensaufgabe waren. Sein Arbeitszimmer wurde auch bis zur Restauration vom Jahre 1919 die „Junkerhauptmannsstube“ genannt.

Auch das Jahr 1748 brachte der Familie Effinger einen Todesfall: Am 19. Mai starb zu Lausanne die Witwe Sigmunds, Angeline Louise Wilhelmine de Charriere de Severy, 23 Jahre nach dem Tode ihres Gemahls. Ihr Hinschied mochte auf Wildegg mehr das Gefühl einer Erlösung aus unhaltbaren Wohnungsverhältnissen erwecken, als das der Trauer um den Verlust einer nahen Anverwandten. Denn trotzdem die alte Tante selten mehr auf dem Schlosse verweilte und auch dann nur auf kurze Zeit, hielt sie an dem ihr zustehenden Rechte der Benutzung des obersten Stockwerkes eigensinnig fest, sodaß die Familie Ludwig Rudolfs namentlich bei Besuchen zuweilen in eine Wohnungsnot geriet, die selbst bei den jungen Enkelinnen Eindrücke hinterließ, welche es verunmöglichten, der alten Tante ein freundliches Andenken zu bewahren. Denn man empfand dieses Gebahren, das niemandem einen Vorteil, wohl aber den Schloßbesitzern manche Unannehmlichkeiten brachte, mit Recht als eine Schikane. In seinem Testamente vom 12. Dezember 1825 hatte Sigmund als Haupterben seinen Neffen Albrecht eingesetzt und ihm dessen Bruder Ludwig Rudolf substituiert, wobei die Zinsen seines Vermögens der Witwe als Nutznießung verblieben. Aber schon am 5. Oktober 1826 war zwischen den beiden Brüdern ein Vertrag zustande gekommen, demzufolge nach dem Tode der Nutznießerin der Erbe seinem Bruder 25,000 Franken abtrat. In ihrem Testamente vermachte die Tante den Neffen 30,000 Franken, ein Wiederfallkapital, das ihr von ihrem Gemahl im Ehekontrakt als Eigentum ausgesetzt worden war



Eingang in den Schloßhof
in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Aquarell, gemalt von Louis Napoleon, dem spätern Kaiser der Franzosen.
(Aus der kleinen Schloßchronik.)

und das die Effinger'sche Familienkiste verzinste, dazu aber noch zu gleichen Teilen 25 000 Franken von ihrem eigenen Vermögen. Durch diesen Zuschuß milderte sie nach ihrem Tode den schlimmen Eindruck, den ihre Habsucht bei der Abfassung des Ehekontraktes und des Testaments ihres Gatten (vgl. S. 276 u. 330) auf die nächsten Verwandten, von denen damals nur noch Ludwig Albrecht lebte, hervorgerufen hatte.

Von größerer Wichtigkeit als dieser Todesfall war für die Familie die Nichtwiederwahl Albrechts als eidgenössischer Geschäftsträger in Wien. Aus seinen Briefen geht zweifellos hervor, daß er den radikalen Bestrebungen in der Politik seiner Heimat abhold war und seine Sympathien sich mehr den Sonderbundskantonen zuneigten. Das Unrecht, welches seiner Familie und besonders seinem Vater durch die Vertreter jener Politik zugefügt worden war, die Gesellschaft, in der er sich am Wiener Hofe bewegte, und die Konfession seiner von ihm so sehr verehrten Gattin mochten dabei einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf ihn ausüben. Diese konservativen Gesinnungen Albrechts konnten den Staatsmännern in der Heimat, die ihre ganze Kraft in eine den Zeitforderungen angemessene Reorganisation der Eidgenossenschaft setzten, nicht verborgen bleiben. Es ist darum zu begreifen, wenn sie einen Vertreter am Wiener Hofe verlangten, über dessen fortschrittliche Gesinnung man nicht im Zweifel sein konnte, und dem man mehr Verständnis für die Forderungen der Zeit zutrauen durfte, als Effinger, auch wenn sie seiner Ehrenhaftigkeit, seinem Fleiße und seinen diplomatischen Fähigkeiten ihre Anerkennung nicht versagten. Noch auf der Tagsatzung vom August 1847 war Albrecht, wie früher, in seinem Amte ehrenvoll bestätigt worden. Auf sein Gesuch hin erhöhte man sogar seinen Jahresgehalt von 10 000 auf 12 000 Franken, wofür er aber alle Auslagen für die Besoldung eines Sekretärs, für Kanzlei bedürfnisse und sogar für Postspesen selbst zu tragen hatte. Nun aber sollten nach erfochtenem Siege alle Hindernisse, namentlich die, welche der Einführung einer neuen Bundesverfassung im Wege stehen konnten, beseitigt werden. Ein solches sah man auch in der weiteren Verwendung von Personen im Staatsdienste, von denen nach dieser Richtung keine Förderung zu erwarten war. Und diese Voraussetzung dürfte bei Effinger zugetroffen haben. Infolgedessen stellte auf der Tagsatzung vom 27. Juli 1848 der Vorort Bern den Antrag, es möchte Herr von Effinger von der Stelle eines eidgenössischen Geschäftsträgers in Wien entfernt werden. Als Vorwand für die Berechtigung dieser Forderung

wurde gerügt, er habe dem Herrn von Philippsberg, gewesenem k. k. österreichischen Geschäftsträger in der Schweiz, der sich zur Zeit des Sonderbundes durch seine Umtriebe in den Kantonen Graubünden und Tessin bemerklich gemacht habe, einen Reisepaß nach der Lombardei ausgestellt, ohne den Zweck dieser Reise anzugeben. Nach dessen Ver-

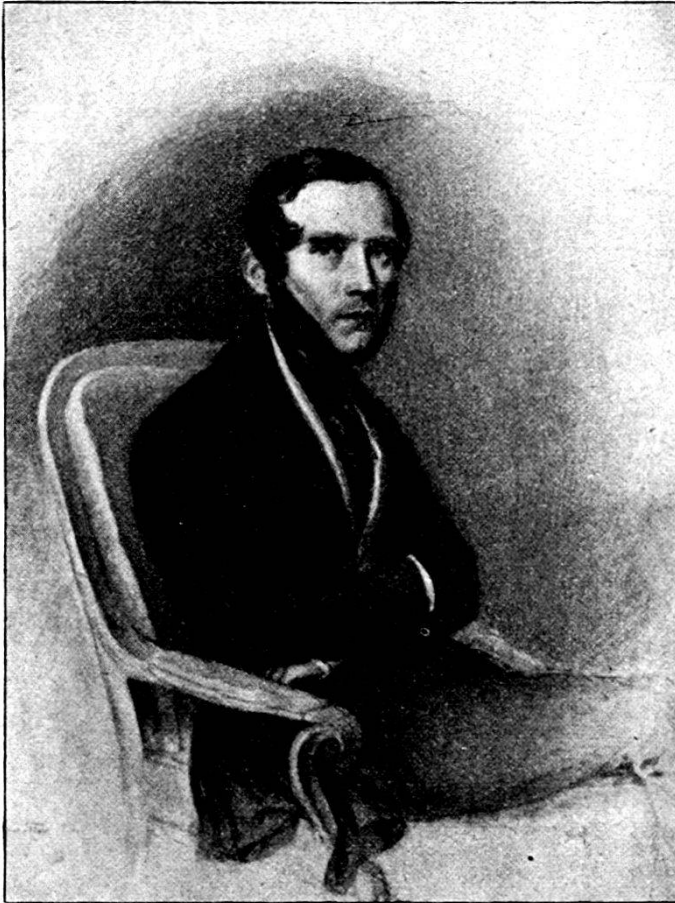


Abb. 80. Albert von Effinger,
Schweiz. Geschäftsträger in Wien (1799—1887).

haftung habe sich nicht nur der von Effinger auf ihn als einen Gutsbesitzer, der nach der Schweiz und der Lombardei reise, ausstellte Paß vorgefunden, sondern noch ein zweiter, in Innsbruck ausgefertigter, wodurch der Verdacht geheimer Umtriebe verstärkt worden sei. Durch Oberst Euvini, gewesenem außerordentlichen Abgeordneten in Mailand, über den nähern Sachverhalt unterrichtet, habe sich der Vorort an Effinger gewendet. Der habe sich auf den damaligen interimistischen Minister des Auswärtigen von Lebzeltern berufen, dessen Weisung, dem Herrn von Philippsberg zum Austausch von Geiseln einen

schweizerischen Gesandtschaftspaß nach Mailand auszufertigen und zwar ohne Beisehung seines Charakters, er nachgekommen sei. Diese Entschuldigung wollte man jedoch nicht gelten lassen, da nach den bestehenden Instruktionen nur dann eine Reiselegitimation für Nichtschweizer ausgefertigt werden durfte, wenn keine Verwicklung für die Schweiz entstehen konnte. Da die Kläger selbst einsehen mochten, daß dieses Argument für eine Abberufung nicht ausreichend sei, rückten sie nun auch mit dem eigentlichen Grunde heraus: Effinger sei nicht mehr an seinem Platze, weil er in der Schule der Aristokratie erzogen worden sei und weder mit

den Ideen und Bestrebungen der neugestalteten Schweiz, noch mit denen der jetzigen österreichischen Monarchie, die einer neuen politischen Aera entgegengehe, in Harmonie stehe. Auch wurden Ansichten laut, welche die Eidgenossenschaft nicht mehr in Wien, sondern bei der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt vertreten wissen wollten. Zwar vereinigten verschiedene Anträge auf Aufhebung der Geschäftsträger-Stelle in Wien und auf Mißbilligung oder Entfernung des Herrn von Effinger von seinem Posten nur eine geringe Anzahl von Ständestimmen auf sich; gleichwohl wurde beschlossen, daß der zu Wählende sich zu unterziehen habe, wenn die Tagsatzung oder nach Annahme der neuen Bundesverfassung die neuen Bundesbehörden eine Verlegung des Sitzes des Geschäftsträgers für angemessen erachten, und sodann von allen Ständen mit Ausnahme des Standes des Basel beliebt, zu der Wahl eines schweizerischen Geschäftsträgers in Wien



Abb. 81. Pauline von Effinger geb. von Féronce, Gemahlin des Albert von Effinger (1808—1905).

zu schreiten. Aus dieser ging mit 15 Stimmen Dr. Johann Konrad Kern, erster Gesandter des Kantons Thurgau, hervor, der auch die Annahme der Wahl erklärte.¹ Auf diese Weise wurde nun auch der letzte Effinger aus dem Staatsdienste beseitigt. Er durfte, wie seine Väter, ruhig scheiden mit dem Bewußtsein, nichts begangen zu haben, was diesen Undank gerechtfertigt hätte.

Albrecht begab sich nun zunächst mit seiner Gattin auf Reisen und kehrte erst im Sommer 1849 in die Heimat zurück, um auf dem seit dem Tode des Vaters vereinsamten Schlosse Wildenstein vorübergehend

¹ Eidg. Abschiede 1814—1848, Bd. II, S. 9/10.

Wohnung zu nehmen, nachdem man dort einige notwendige Renovationen ausgeführt hatte. Nun fanden die Geschwister auch Zeit, das väterliche Erbe in voller Übereinstimmung zu teilen. Die beiden Burgen blieben im gemeinsamen Besitze der Brüder.

Ludwig Albrecht blieb seinem Vorsatze, auf eine Weiterführung der Aufzeichnungen seiner Erlebnisse zu verzichten, treu. Der einzige Nachtrag vom 10. Dezember 1853 in der Abschrift des Manuscriptes („Bruchstücke aus dem Leben eines bernischen Patriziers, von ihm selbst beschrieben“), das sich in der Stadtbibliothek in Bern befindet (Mss. Hist. Helv. III, 278, Bd. VI), anvertraut uns noch die intimsten Angelegenheiten eines ins Greisenalter eingetretenen Junggesellen. Wir geben ihn hier wieder, weil er sein Charakterbild in schönster Harmonie zu seinem Leben abschließt:

„Seit dem Hinschied meines Bruders Rudolf sind wieder sechs Jahre verflossen und ich habe bereits das 81. Jahr angetreten. In diesem Zeitraum ist die Familie von Bourbon von Frankreichs Thron gestoßen und durch die Familie Bonaparte ersetzt worden; die österreichische Monarchie, die ganz in Trümmer zu fallen schien, hat sich dank eines jungen, ritterlichen Kaisers, der Treue und Anstrengung der Armee und einiger kraftvoller Männer wie Felix Schwarzenberg, Windisch-Grätz, Radezki, Jellachich, Haynau wieder aufgerafft und neu befestigt.

Was dann mich persönlich betrifft, so haben in diesen sechs Jahren drei Ereignisse stattgefunden, die mich lebhaft berührt und auf mein Privatleben einen wichtigen Einfluß ausgeübt hatten.

Das erste Ereignis war ein unerwartetes und betrübendes, indem Fräulein Julie Fueter, die seit einigen Jahren bei mir als Gehülfin und Pflegerin eingetreten war, nach kurzem Krankenlager einer Lungenentzündung am 14. Mai 1849 unterlag.

Das zweite Ereignis war ein beglückendes, indem die Nichte und Erbin besagter Fräulein Fueter, die Witwe Lincoln Théré, geborene Ida Meisner, des Herrn Professoren Tochter, als neue Lebensgefährtin bei mir eintrat. Ich hatte sie zur Pflege ihrer Tante herbeigerufen, die sie mit Bereitwilligkeit übernahm und mit großer Sorgfalt und Liebe bis zu ihrem Ende führte.

Auf meine Klage, daß ich durch den Verlust der Fräulein Fueter am Ziele meiner Laufbahn wieder allein stehen müsse, entgegnete Frau Ida, sie stehe seit dem Hinscheid ihres Gatten auch allein und sei nie-

mandem von wesentlichem Nutzen, und dennoch wünschte sie es. Daher sei sie auch geneigt, die Schuld ihrer Tante gegen ihren bisherigen Beschützer und Wohltäter, soviel in ihren Kräften stehe, abzutragen und dessen Pflege zu übernehmen. Doch mache sie drei Bedingungen, die man ihr zugeben müsse, ehe sie sich entschließen könne, die erledigte Stelle anzunehmen. Die erste sei, daß es ihr vergönnt werde, das achtjährige Töchterchen ihres Bruders, des Professors Meisner zu Basel, das sie zu erziehen willens sei, mitzubringen. Ferners, daß es ihr gestattet werde, Unterricht im Englischen, in der Literatur usw. zu erteilen, und endlich daß die kleine Haushaltung, die sie leiten werde, auf gemeinschaftliche Kosten geschehen solle. Als ich ihr diese drei Bedingungen zugab, so zog sie im Juni 1849 zu mir und verschönerte von da an mein Leben.

Ich beobachtete nun meine Lebensgefährtin mit scharfem Auge und fand zu meiner Befriedigung nur Lobenswerthes an ihr, nämlich Religiosität ohne Frömmelei, seltene Bildung, trefflichen Charakter, den Wunsch sich angenehm und nützlich zu machen, wozu endlich richtiges Urtheil über Menschen und Sachen, heiterer Humor und Herzensgüte kamen. Die Vereinigung dieser seltenen Eigenschaften vermochte mich nach Verfluß eines Jahres, ihr meine Hand anzutragen, indem das mir der beste Weg schien, für ihre Zukunft zu sorgen und mir ihre freundliche Pflege bis zum Ende meiner irdischen Laufbahn zu sichern. Frau Ida entgegnete: „Ihr gütiger Antrag erfreut mich sehr, er ist der beste Beweis von der Achtung und Freundschaft, die Sie mir schenken. Dennoch soll und darf ich denselben nicht annehmen und zwar aus Liebe und Verehrung für Ihre Person. Denn das Publikum würde Sie tadlen, in so hohem Alter noch zur Ehe zu schreiten, und Ihre Nächsten, mit denen Sie auf liebe reichem Fuße stehen, würden sehr wahrscheinlich eine solche Verbindung ungern sehen, wo dann Kälte unter ihnen eintreten könnte. Ich muß und soll daher Ihren so gütigen Antrag ausschlagen. Hingegen verspreche ich Ihnen, Sie nicht mehr zu verlassen und für Sie die zärtlichste Tochter und sorglichste Pflegerin zu sein.“ Das Zartgefühl und der Edelsinn dieser Antwort vermehrte noch meine Achtung und Verehrung für diese treffliche Dame, bei der keine Spur von Eigennutz vorhanden war. Ich sorgte nun sogleich für sie, damit keine Nahrungsorgen ihre Zukunft trüben möchten und verordnete ihr eine jährliche Leibrente von 2000 Franken, deren Bezahlung ich später mit Einwilligung und Billigung meiner Nissen

Effinger dem Wildeggischen Verein auftrug, eine Verfügung, die mich in Rücksicht der Zukunft dieser edlen Frau beruhigte und befriedigte.

Das dritte Ereignis war wieder ein betrübendes. Der 21-jährige gleichnamige Sohn des Herrn Ludwig von Effinger-Jenner, Gemeindepräsident zu Bern, starb den 26. Juni 1853 an der Halschwindsucht. Mit ihm erlosch jede Hoffnung zur Fortdauer unseres Namens in jener Stadt. Mit ihm wurden daher nicht nur die Erwartungen der Eltern, sondern jene des ganzen Geschlechtes zu Grabe getragen und es war wahrlich schade um ihn, da er sehr wahrscheinlich der familie Ehre gemacht haben würde. Denn er verband mit einem hübschen Äußern Kenntnisse, edle Denkungsart, einen noblen Charakter und wußte sich überall beliebt zu machen.“

Nur fünf Tage nach diesen Aufzeichnungen erlag auch der unermüdliche Chronist seines Hauses einem Schlaganfälle. Die familie bewahrte ihm als dem „guten Onkel“ ein dankbares Andenken. Und in der That war er ihr mehr als das gewesen, denn er hatte ihren Interessen die seinigen in uneigennützigster Weise geopfert, bis er als müder Greis die Augen schloß. Für das öffentliche Leben, dessen Strömungen neuen politischen Idealen zustrebten, die er nicht zu den seinen machen konnte, war er längst ein toter Mann, obgleich seine reichen Talente, sein klarer Verstand und seine gesellschaftliche Gewandtheit ihn mehr als manche andere befähigt hätten, auch im Staatsdienste erfolgreich zu wirken. Aber er war, wie alle Effinger, zu charakterfest, als daß er sich in den Dienst einer Sache gestellt hätte, die er nicht aus voller Überzeugung zu der seinigen machen konnte. Darum war es ihm auch schon in frühen Jahren nicht mehr vergönnt, wie einst in der Jugend als Offizier, seinem geliebten Bern zu dienen. Das mochte ihn oft kränken. Trotzdem brachte er allem, was in seiner engeren und weiteren Heimat vorging, größtes Interesse entgegen. Wenn es ihm auch die Umstände nicht möglich machten, an der Schaffung der neuen Eidgenossenschaft mitzuwirken, so gehörte er doch zu den Männern, die ein offenes Auge und ein reges Interesse für die politischen Umgestaltungen bewahrten und welchen die Gefahren, die in manchen Reformen für die Zukunft lagen, nicht entgingen, weshalb sie sich auch nicht scheuten, auf diese zweifelhaften Fortschritte aufmerksam zu machen, leider ohne — wie dies in politisch erregten Zeiten ja stets der Fall ist — ein geneigtes Ohr bei denen zu finden, welche das Staatsschiff, gewiß mit der vollen Überzeugung, das Beste zu tun, gelegentlich auch

nebelhaften Zielen zusteuerten und denen später darum manche Enttäuschungen nicht erspart blieben.

Am 3. Mai des Todesjahres 1853 hatte Ludwig Albrecht sein Testament niedergeschrieben. Die darin ausgesetzten Legate sind von bescheidenem Umfange: Dem Inselspital in Bern und dem Armengute in Brugg wurden je 250 Franken, den Nichten und Großnichten je 500 Franken in Gold und ebensoviel seiner treuen Pflegerin vermacht, sechs Patenkindern je 300 Franken in Gold und kleinere Beträge den Dienstboten. Haupterben waren die beiden Nissen Albrecht und Ludwig Rudolf zu gleichen Teilen; im Falle der Kinderlosigkeit des ersten wurde sein Anteil Ludwig Rudolf und dessen Kindern substituiert. Nach Abzug der Legate betrug jeder Teil ca. 42 000 Franken.

Das Inventar, welches am 12. Januar 1854 aufgenommen wurde, war ebenfalls bescheiden. Kleinodien verzeichnet es im Werte von 233 Franken, Silbergeschirr in einem solchen von 831 Franken. Darin bestand sein Hauptbesitz. Mit einem beträchtlichen Teile seines Vermögens hatte der „gute Onkel“ schon zu Lebzeiten seinen nächsten Verwandten ihr Leben sorgenfreier zu gestalten gesucht und für sich nur aufgehoben, was er brauchte, um seine alten Tage in anspruchsloser Bescheidenheit, aber frei von Nahrungsorgen zu verbringen.

v) Die letzten Effinger.

Mit Ludwig Albrecht war der letzte Effinger ins Grab gesunken, dessen Jugend noch in der alten Zeit wurzelte, mit welcher die in unser Land übertragene Revolution brach, um deren Wiederherstellung mehr als zehn Jahre gekämpft wurde und die zum Teil in verjüngtem Gewande in den Jahren 1815—1830 wieder erstand, um darauf abermals in harten Kämpfen für immer überwunden zu werden. Alle Effinger wehrten sich während dieser stürmischen Periode unserer vaterländischen Geschichte für ihre alten Rechte und Vorrechte, in der Überzeugung, daß wohlerworbener Besitz nicht einfach durch neue Dekrete an Staat und Gemeinden gezogen werden dürfe. Trotzdem ihre Bemühungen wenig Erfolg hatten, blieben sie gute Eidgenossen, brachten ihr Leben freudig dem Vaterlande dar, als es galt, einen äußeren Feind abzuwehren, und stellten sich immer wieder zur Verfügung, um an dessen staatlichem Ausbau mitzuarbeiten oder Verwaltungsämter und Offiziersstellen zu übernehmen, wenn man ihre Dienste verlangte. Und

daß sie treu, fleißig und gewissenhaft jede ihnen übertragene Arbeit besorgten, das mußten auch ihre politischen Gegner anerkennen. Um mit der neuen Zeit Schritt zu halten, fehlte es ihnen weder an Bildung, noch an Verstand, wohl aber insoweit an Verständnis für deren Bedürfnisse, als sie vieles von dem, was andere als Fortschritt priesen, nicht als solchen für die Zukunft des Vaterlandes anzuerkennen vermochten und darum dagegen kämpften. In mancher Hinsicht hat ihnen auch die Entwicklung unserer öffentlichen Zustände in der Folge Recht gegeben.

Seinen konservativen politischen Grundsätzen war am Vorabende der Einführung der neuen Bundesverfassung auch der im Staatsdienste stehende der beiden noch lebenden Brüder zum Opfer gefallen. Er trat, wie seine Vorfahren, makellos von seinem Amte zurück und es dürfte wohl selten eine Familie geben, deren Geschichte man durch ein halbes Jahrtausend zurückverfolgen kann, in der man auch nicht einem Angehörigen begegnet, dessen Leben zu Tadel Anlaß böte.

Nach seiner Nichtwiederwahl zum eidgenössischen Geschäftsträger am österreichischen Hofe zog sich Albrecht ins Privatleben zurück. Ob schon er Mitbesitzer von Wildegg war, gehört er nicht eigentlich zu den Burgbewohnern, da er während der kurzen Aufenthalte in der Heimat lieber auf Wildenstein weilte. Zum bleibenden Wohnorte dagegen wählte er sein geliebtes Wien, wohl seiner Gattin zuliebe und der vielen Freundschaftsbande, die ihn mit der Gesellschaft der Kaiserstadt verknüpften. Trotzdem er Miteigentümer beider Burgen blieb, wird sich unsere Darstellung mit ihm nicht mehr eingehender befassen.¹

Ludwig Rudolf hatte nur kurze Zeit seinem Vaterlande zunächst als Artillerie-Lieutenant und später als Hauptmann in der Genie-Abteilung des eidgenössischen Generalstabes gedient. Sein ganzes Interesse konzentrierte sich mehr und mehr auf eigenes Kunstschaffen und die Förderung der vaterländischen Kunst.

Es dürfte nicht im Willen der letzten Effingerin gelegen haben, die mit ihrem prächtigen Besitztum auch das ganze Familienarchiv der Eidgenossenschaft vertrauensvoll übermachte, daß daraus über die späteren Lebensjahre ihrer Eltern und nächsten Verwandten und über sie selbst mehr veröffentlicht werde, als was dazu geeignet ist, die historische

¹ Umso mehr ist zu hoffen, daß dessen Leben, welches des Interessanten für die Zeitgeschichte genug bietet, einmal einen berufenen Darsteller finde, wozu auch das Wildegger Schloßarchiv reichhaltiges und wertvolles Material birgt.

Darstellung der Burg Wildegge und ihrer Bewohner zwar vollständig durchzuführen, für die letzten Zeiten aber nur noch insoweit, als die Mittheilungen ausschließlich diesem Zwecke dienen.

Seit Ludwig Rudolf und seine familie mit Ausnahme der Wintermonate, die sie in Bern zubrachten, bleibenden Wohnsitz auf der Burg seiner Väter nahmen, war er bestrebt, sich als ausübender Künstler weiter zu bilden. Davon zeugen noch ganze Mappen voll Zeichnungen, Aquarelle und Ölbilder mit allen möglichen Darstellungen, die zum Theil das Schloßarchiv birgt, oder die als Wandschmuck der Zimmer und namentlich seines früheren Ateliers verwendet wurden. Trotz dieses unermüdlichen Fleißes blieben seine Bemühungen um Anerkennung als Künstler ohne Erfolg, und es war darum ein Glück für ihn und seine familie, daß er nicht mehr darauf angewiesen war, die Malerei als Erwerb zu betreiben.

Über seine künstlerische Betätigung berichtet sein Vetter Amadeus May in der Rede,¹ welche er zu dessen Gedächtnisse an der Jahresversammlung des Bernischen Kantonal Kunstvereins noch in dessen Todesjahre hielt, unter anderem folgendes: „Am besten gerieten ihm seine Kopien einiger bekannter Bilder von Geyer, Zelger, Mlle. Gérard u. a., weniger glücklich war er in der Komposition kleinerer Genrebilder. Die Zeichnung war steif und hölzern, das Kolorit unglücklich gewählt und der Eindruck, den sie machten, darum kein angenehmer. Effingers Ideal aber wurde mehr und mehr die Historienmalerei und öfters hörte man ihn klagen, daß in der Schweiz, die eine so schöne Geschichte habe, so wenig historische Gemälde zu deren Verherrlichung beitragen. In zwei größeren Bildern, von denen das eine eine Episode aus dem Übergang von 1798 darstellt, das andere den Empfang einer Schweizer Gesandtschaft durch den Dauphin von Frankreich, suchte er selbst diesem empfundenen Mangel abzuhelfen. Es ist erstaunlich, welchen Eifer und Fleiß er bei der Ausarbeitung dieser Gemälde entwickelte. Jahrelang waren sie seine Hauptarbeit. Sie begleiteten ihn im Sommer auf's Land, im Winter in die Stadt. Wer zählt alle Modelle, die ihm sitzen mußten, alle Versuche, die er anstellte, um Faltenwurf und Lichteffecte zu studieren! Selten genügte ihm, was er zustande gebracht. Es wurde gemalt, verändert, verwischt, übermalt und wieder geändert. Wenn die Werke nach Maßgabe des auf sie verwendeten Fleißes und der an ihnen bewiesenen Ausdauer beurteilt würden, so müßten sie eine hohe

¹ Kopie im Schloßarchive.

Stellung einnehmen. Man bedauerte in seiner Umgebung, daß so große Mühe nicht einen entsprechenden Erfolg ernten durfte. Er selbst ließ sich nicht irre machen, und die Gemälde wurden vollendet. Sie blieben wie Kinder im Vaterhause und als Kinder liebte sie auch wirklich ihr Meister. Noch in den letzten Wochen seines Lebens ließ er sich einmal in das Zimmer tragen, in welchem sie, alle vereinigt, ihre Stätte finden sollten. Er übersah sie und gedachte wohl dabei des auf sie verwendeten Fleißes. Jedes von ihnen erhielt von ihm seinen Platz an der Wand angewiesen.

Auch das Portraitsuß blieb nicht unversucht. Unter den von ihm gemalten Bildnissen dürfen wir dasjenige seines Oheims Ludwig Albrecht (Abb. 74) und ein anderes, welches eine junge Bäuerin in der Nähe von Wildegg darstellt, als die gelungensten hervorheben.“¹

Im Todesjahre des Onkels, 1853, erhielt die Eintrittshalle im Erdgeschoße des Schlosses einen Bilderschmuck, an dessen Entwürfen Ludwig Rudolf lange Zeit gearbeitet hatte. Er stellt die lebensgroßen Idealbilder der früheren Schloßbesitzer in Rüstungen vergangener Zeiten dar und Waffentrophäen als Erinnerungen an die Schlacht von Murten, die dem Ahnherrn Kaspar den Ritterschlag eingebracht hatte, und an das für den jungen Jörg Christoph Effinger so verhängnisvolle Treffen bei Tirano im Veltlin, während die Decke mit einer Serie von kleinen Trachtenbildern (seit dem Jahre 1200) geschmückt wurde. Was in antiquarischen Werken darüber aufzutreiben war, hatte als Studienmaterial dienen müssen. Aber auch nach Vollendung dieser Hallendekoration, die uns heute kaum mehr als eine wirkliche Zierde des Raumes erscheint, setzte er seine Kostümstudien fort, da sie ihm für seine historischen Bilder als Vorlagen dienen sollten, besonders an den Abenden, während die Damen abwechselnd vorlasen. Als Quellen benutzte er namentlich auch die illustrierten Zeitungen.

„Es gibt Naturen,“ schreibt A. May, „die von Jugend an den von ihnen zu betretenden Weg bis weit hinaus sicher erkennen. Es gibt aber auch andere Männer, deren Entwicklungsgang von Anfang an ein Kampf ist. Ihr Weg ist ihnen selbst verborgen, Hindernisse türmen sich vor ihnen auf und sie verbrauchen ihre Kraft im Überwinden derselben. Effinger gehörte zu dieser zweiten Art. Wie lange strengte er sich an, selbst Maler zu werden! Wie wurde man Zeuge von so manchem Kopfschütteln und von manchem harten Urteil gegen

¹ Beide blieben im Schlosse erhalten.

den Mann, der, treu der inneren Stimme, nach einem Ziele sich bewegte, welches ihm selbst noch nicht bekannt, aber mitten unter großer Anstrengung und mühsamem Ringen für ihn bereitet war: dasjenige eines Förderers und Freundes der bildenden Künste. Und einmal bei diesem Wendepunkte seines Lebens angelangt, blieb ihm wenigstens der Trost, daß seine frühere Arbeit nicht seinem späteren Ziele hindernd in den Weg getreten war, sondern dessen Erreichung vielfach vorbereitet hatte. Dieser Wendepunkt trat am 13. November 1854 ein, als die erste Versammlung des von ihm gegründeten neuen Berner Kunstvereins unter seiner Leitung stattfand, nachdem ihn die Berner Künstlergesellschaft schon am 1. Januar des gleichen Jahres zu ihrem Präsidenten gewählt hatte. Von nun an wurde dieser neue Verein und die Förderung der bildenden Künste im allgemeinen das Hauptziel seiner Tätigkeit, welchem er alles andere unterzuordnen verstand. Er ließ sich auch nicht irre machen, selbst wenn ihm darüber, wie einst über seine eigene Kunstbetätigung, mißbilligende Bemerkungen zu Ohren kamen. Um sich selbst darüber Klarheit zu verschaffen, in welcher Richtung diese Betätigung am fruchtbarsten werden könnte, bereiste er jährlich alle größeren Schweizerstädte und sogar Paris und München. Dies sollte ihm nicht nur Gelegenheit bieten, ein Urteil über die erfolgreichsten zeitgenössischen Kunstströmungen zu gewinnen, sondern auch die Lokalitäten und deren Einrichtungen kennen zu lernen, wo Kunstwerke ausgestellt wurden. Dabei zeichnete er alle Beobachtungen sorgfältig auf, und nicht die geringste Kleinigkeit entging ihm. Das Resultat dieser Studien faßte er jeweilen zu Vorträgen im Bernischen Kunstvereine zusammen. Mit gleicher Sorgfalt wurden auch die öffentlichen Blätter durchgelesen, aus denen er alle Artikel ausschnitt, welche Kunstnotizen enthielten, und sie in ein zu diesem Zwecke bestimmtes Buch einklebte. Dabei war er eifrig darauf bedacht, daß ihm nichts entging, was zur Förderung des eigenen Vereines dienen konnte, und er bedauerte, daß in anderen Städten nach dieser Richtung mehr geschah, als in seinem geliebten Bern. Ganz besonders verdroß ihn, daß die Kunstbestrebungen nicht häufiger in den Legaten bedacht wurden und daß namentlich reiche Herren nicht öfter durch den Ankauf von Bildern die Künstler unterstützten, wie er anderseits sich darüber aufregen konnte, wenn wertvolle alte Gemälde aus dem Privatbesitze von Berner Bürgern nach dem Auslande verkauft wurden, namentlich wenn dies zu Schleuderpreisen geschah. Trotzdem ließ er sich nie entmutigen und alle Miß-

erfolge spornten ihn nur zu größerem Eifer in der Verfolgung seiner Ziele an. Nie kam er in Verlegenheit, wenn es galt, der Kunstthätigkeit neue Ziele zu stecken, und nie ruhte er aus, wenn die nächstliegenden erreicht waren.

Alle diese mannigfaltigen Anregungen zur Förderung der Kunst und zur Gründung einer Heimstätte für sie in Bern versprochen aber wenig Erfolg, wenn sie nicht mit den notwendigen Geldmitteln unterstützt werden konnten. Auch für deren Beschaffung legte Effinger große Findigkeit an den Tag. Seinen Bemühungen verdankte es der bernische Kunstverein, der bei seiner Gründung im Jahre 1854 noch klein und völlig mittellos war, daß er bei Effingers Tod 870 Mitglieder zählte mit einem Vereinsvermögen von über 70 000 Franken. Dieser Erfolg ist umso höher anzuschlagen, als in breitesten Schichten des Berner Volkes die Förderung der Kunst weder als eine Notwendigkeit noch als ein dringendes Bedürfnis empfanden und Unternehmungen mehr nützlicher Art auf dem Gebiete des Armenwesens und der Gemeinnützigkeit überhaupt weit eher auf freiwillige Förderung hoffen durften. Allerdings belehren uns die Mitgliederverzeichnisse darüber, daß von den aufgeführten Namen mehr als die Hälfte nicht der Einwohnerschaft des Kantons Bern angehörte, sondern der anderer Kantone und sogar dem Auslande. Gerade das aber stellt seiner Geschicklichkeit ein noch glänzenderes Zeugnis aus. Das Geheimnis seines Erfolges lag darin, daß er jede Gelegenheit zu Werbezwecken benutzte, sei es bei Besuchen im In- und Auslande, sei es bei seinen Gästen auf Wildegg. Und dabei war ihm jeder anständige Mensch willkommen, welcher Gesellschaftsklasse er auch angehören mochte, und es fehlte ihm nicht an Geduld, bei Widerspenstigen seine Werbungen jahrelang fortzusetzen. Sogar die mannigfaltigsten Festanlässe wurden diesem Zwecke dienstbar gemacht. Auf Reisen und bei Kuraufenthalten versuchte er sein Glück bei den zahlreichen Besuchen als gewandter Gesellschafter gewöhnlich zuerst bei den Damen. Gäste, die er gewinnen konnte, waren ihm auf Wildegg immer willkommen; sie durften auf die weitgehendste Gastfreundschaft rechnen, und er kannte für ihre Zahl keine Grenzen, auch wenn seiner weiblichen Umgebung derart weitgehendes Gastrecht oft so sehr beschwerlich wurde, daß Frau und Töchter sich nicht anders zu helfen wußten, als indem sie selbst die Wanderschuhe anzogen. In dieser Methode der Mitgliederwerbung lag aber auch die Gefahr, es könnten die gefangenen Vögel sich sobald als möglich wieder zu be-

freien suchen. Dieser beugten die grösstenteils von ihm redigierten Vereinsstatuten dadurch vor, daß die Austretenden dem Kassier eine schriftliche Erklärung einzureichen und dazu ein Austrittsgeld von 5 Franken zu entrichten hatten. Manche, die einen solchen Schritt beabsichtigten, bezahlten darum lieber wieder den Jahresbeitrag, als daß sie sich einer mit solcher Mühe verbundenen Ausgabe unterzogen.

Daß bei so großer Liebe für die Kunst Effinger zu ihren Vertretern, denen er selbst so gerne angehört hätte, in engere Beziehungen trat, ist begreiflich. Und da ihm selbst Erfolge als ausübender Künstler versagt blieben, so mochte er wenigstens einigen Ersatz dafür in der Freundschaft mit solchen Meistern finden, deren Werke er bewunderte, und in der Förderung junger Talente, in deren Entwicklung er seine Hoffnungen setzte. Schon während seines Aufenthaltes in Rom war er zu dem Bildhauer Mar Imhof aus Bürglen in freundschaftliche Beziehungen getreten, die auch später durch Briefverkehr unterhalten wurden. Seine Verhältnisse gestatteten ihm zwar nicht, als Mäcen aufzutreten. Aber wenn er auch nur bescheidene Mittel zum Schmucke der alten Räume seiner Burg mit Bildern lebender und früherer Meister aufwenden konnte, so verstand er es doch, in den alten Mauern ein Kunstgärtlein anzulegen, das nicht nur seine Freude und Augenweide war, sondern auch den Besucher rasch davon überzeugte, daß auf Wildegg die Kunst eine verständnisvolle Pflegestätte habe. Leider hielten nach seinem Tode zufolge Erbschaftsteilungen und anderer Umstände eine Anzahl Bilder wieder ihren Auszug, die verbliebenen aber zeugen heute noch deutlich genug für das Kunstverständnis ihres einstmaligen Sammlers. Seinen regen Anteil an den jungen Künstlern, seinen Lieblingen, bekundete Effinger namentlich während ihrer Studienjahre im Auslande, sei es, daß er um Abnehmer für ihre Arbeiten warb, oder für deren Verkauf Subskriptionen eröffnete. Auch Besprechungen ihrer Kunstwerke in öffentlichen Blättern sollten dazu dienen, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sie zu lenken, und Vorträge im Kreise des Kunstvereins boten ihm Gelegenheit, ein noch vollständigeres Bild ihres Werdeganges und ihrer Leistungen zu entwerfen. Diesen Bestrebungen verdankt der bernische Kunstverein eine Menge biographischer Notizen, die ohne Effingers sorgfältige Sammeltätigkeit unbekannt geblieben oder längst verloren gegangen wären.

Im Verkehre mit Freunden und Fremden hatte Effinger eine treffliche Hülfe in seiner Gattin, deren Leichtigkeit in den Umgangsformen

mit jedermann und deren Talent zur Führung einer anregenden Unterhaltung den Verkehr im Familienkreise vorteilhaft auszeichneten, umso mehr, als sie es verstand, auch andere erzählen zu machen. Dabei beschränkte sich der Umgang aber keineswegs auf die Vertreter der Kunst. Besonders willkommen war auch, wer von fremden Ländern aus eigener Anschauung etwas mitteilen konnte, und unter diesen fremden Gästen waren es wieder die Missionare. Aber auch die Tagesneuigkeiten und die Familienangelegenheiten einer weitverzweigten Verwandtschaft wurden nicht verschmäht, denn die Bewohner einer einsamen Burg nahmen jederzeit dankbar entgegen, was die namentlich bei schlechtem Wetter recht träge dahinschleichenden Stunden zu beleben vermochte. Besonders freundlich waren die Abende, welche die Schloßbewohner bei Lampenschimmer um den traulichen Familientisch im Empfangszimmer versammelten. Dann zeichnete der Hausherr gewöhnlich in verschiedene Albums Skizzen und Figuren aller Art, während sich die Damen mit Handarbeit beschäftigten oder abwechselnd aus Zeitungen und Büchern vorlasen, was ein allgemeines Interesse bot. Oft unterbrachen Gespräche über das eben Gehörte die Vorlesende; zuweilen geschah dies mit solcher Lebhaftigkeit, daß das Vorlesen in den Hintergrund trat. Besonders gemüthlich wurde die Stimmung, wenn draußen der Wind brauste und an den Fenstern und Läden des Schlosses rüttelte, während im Kamin ein munteres Feuer brannte, dessen Brennstoff, auf Jahre hinaus zur Vorsorge gesammelt, nie durch Rauch belästigte. Zu Füßen des Schloßherrn schlummerte sein treuer Begleiter, der wackere Haushund, welcher vom frühen Morgen an nicht von seiner Seite wich. Man unterhielt sich mit ihm, wie mit einem Familiengliede. Eine Eigentümlichkeit Effingers waren Redensarten, die er immer wieder anwendete und die vielleicht sein Wesen als etwas maniert erscheinen ließen. Mit einer Tasse Tee ließ er sich „durchströmen“; hielt er einen Bekannten auf, so „nahm er ihn beim Kragen“; stieg er aus dem Wagen, so „ließ man sich ausspeien“ usw. Einzelne Bekannte hatten besondere Übernamen, so hießen seine Töchter in früheren Zeiten „die Völker“. Nur wer immer in seiner Umgebung weilte, konnte wissen, wen er mit solchen eigenartigen Bezeichnungen meinte. Über Bekannte äußerte er sich immer mit großer Achtung und Anerkennung, Bemerkungen machte er mit Schonung, sein Urtheil war sehr behutsam und abschätzende Urtheile kamen nie aus seinem Munde. Den Damen erwies er immer die ausgesuchteste Höflichkeit; auf der Liste der Kunstvereins-

mitglieder wurden ihre Namen beharrlich denen der Männer vorangestellt. Trotzdem ihm später während seiner Krankheit der Arzt beim Empfange und Abschiede von Besuchern das Aufstehen verboten hatte, konnte er dies nicht unterlassen, wie er denn überhaupt alle Höflichkeitsformen mit einer fast pedantischen Genauigkeit befolgte.

Das Jahr 1857 brachte den Schloßbewohnern wieder ein besonders freudiges Familienereignis, denn am 8. April verlobte sich die ältere der beiden Töchter, Sophie Julie Pauline, mit dem Dr. jur. Karl Rudolf Friedrich von Sinner in Bern. Alter Sitte gemäß wurde das neue Bündnis auf Grundlage eines Ehevertrages abgeschlossen. Es war der letzte in der familie. Als Morgengabe erhielt die Braut 5000 franken, ein jährliches Nadelgeld von 800 franken, als Ehesteuer 40 000 franken und 10 000 franken zu persönlichem Gebrauche, während der Bräutigam 30 000 franken mitbrachte. Der Wiederfall wurde beidseitig auf 20 000 franken angesetzt und der Hochzeiter mußte sich verpflichten, keine Bürgschaften einzugehen. Leider lächelte in der Zukunft, zum Teil infolge einer unheilbaren Krankheit des Gemahls, dem Ehepaar nicht das Glück, auf das man gehofft hatte.

Am 11. Juni des Jahres 1861 beehrten die Herzoginnen von Berry und von Parma die Burg Wildegg von Bad Schinznach aus mit einem Besuche. Dabei brachten sie den Schloßherrn in arge Verlegenheit; denn er war der einzige anwesende Herr und konnte darum den Damen, als sie aus dem Wagen stiegen, auch nur einen Arm anbieten. Wem sollte diese Aufmerksamkeit erwiesen werden, der Herzogin-Mutter oder der regierenden fürstin? Tat er das erste, so schien er die regierende fürstin nicht zu beachten, im anderen fälle vernachlässigte er die Mutter um der Tochter willen. Heute hat man nur noch ein Lächeln für derartige Sorgen.

Im übrigen aber verflossen die Tage auf Wildegg, wenn sie nicht durch Besuche belebt wurden, ziemlich einförmig.

Trotz seiner Hingabe an die Kunst vernachlässigte Ludwig Rudolf seine übrigen Pflichten als Schloßherr nicht. Seinen Untergebenen gegenüber war er nie launenhaft und behandelte sie mit einer Achtung, welche wieder Achtung erzeugt und volle Hingebung ermöglicht. Die Verwaltung seines Vermögens und die Bewirtschaftung der Schloßgüter bildeten seine stete Sorge. Die frühen Morgenstunden widmete er gewöhnlich den Korrespondenzen, und wenn die anderen sich zum Frühstück versammelten, hatte er meistens schon zwei bis drei Briefe geschrieben.

Darauf sah er nach den Arbeitern, sprach mit dem Pächter oder Schaffner, leitete die Verschönerungen in der nächsten Umgebung des Schlosses oder den Kauf und Verkauf des Weines, welchen der Schloßkeller in einer stattlichen Zahl von Fässern barg. Während der Weinlese ließ er sich im höheren Alter noch im Wagen an Ort und Stelle führen, um die Arbeiten zu beaufsichtigen. Die größere oder geringere Ergiebigkeit des Ertrages war jeden Herbst eine wichtige Frage. Am Nachmittag wurden oft zu Wagen und zu Fuß die Freunde in der Umgebung besucht, wobei die Mitglieder des Kunstvereins stets den Vorrang hatten. Auf solchen Spaziergängen sammelte er mit großer Sachkenntnis Schwämme, teils zum Vergnügen, teils als Leckerbissen für die Küche. Zu diesem Zwecke trug er ein eigenes Netz mit sich. Daneben war er ein eifriger Jäger. Noch in seinem letzten Lebensjahre sah man den etwas beleibt gewordenen alten Herrn sich mühsam über einen nicht unbedeutenden Waldgraben arbeiten. Innige Freude fand er an der Musik. In früheren Jahren hatte er selbst die Klarinette gespielt. Später bereitete ihm das Klavierspiel seiner älteren Tochter viel Vergnügen. Namentlich wenn er zeichnete oder las, konnte man ihn damit nicht leicht ermüden. Besonders während seiner letzten Krankheit war er unermüdet in der Anhörung von Musik. Als man ihm einst während eines ganzen Morgens vorgespielt hatte und ihn darauf fragte, ob er jetzt die Musik satt habe, gab er freundlich schmunzelnd zur Antwort: „Ja, jetzt bin ich zufrieden.“

Die Vorliebe für das Studium der Geschichte hatte Ludwig Rudolf von Vater und Onkel geerbt und vererbte sie wieder auf seine Tochter Julie (vgl. Einleitung). Wie wir schon vernahmen, verdanken wir ihm eine treffliche Abhandlung über die Verteidigung der Ormonds im Jahre 1798. Später wandte er sich namentlich dem Studium der englischen und spanischen Geschichte zu, welches ihm die Werke hervorragender Historiker in den Originalausgaben vermitteln sollte. Englisch hatte er schon als Jüngling auf seiner ersten Reise nach diesem Lande gelernt und sich darin als junger Ehemann während jenes verhängnisvollen Aufenthaltes in demselben mit seiner neu vermählten Gattin so gründlich ausgebildet, daß beiden eine Unterhaltung in dieser Sprache keine Schwierigkeiten bereitete, weniger als die in der italienischen, ob schon der lange Aufenthalt in Italien beiden Gelegenheit geboten hatte, auch darin Kenntnisse zu erwerben. In der Familie unterhielt man sich auf Wildegg, einer alten Sitte des bernischen Patriziates folgend,

auf französisch, während dem Verkehr mit den Dienstboten, den Landeuten und einheimischen Besuchern der Dialekt dienen mußte, doch mehr wie man ihn in Bern, als im unteren Argau spricht. Die großen Besitzungen, welche dem Staate Bern und seinem Patriziate in der Westschweiz gehörten, sowie die mannigfachen Beziehungen zur waadtländischen, genferischen und französischen Aristokratie verlangten die gründliche Beherrschung der französischen Sprache, doch vergaßen die Effinger nie, welches Stammes sie waren. Bei so vielseitigen Sprachkenntnissen kann es nicht befremden, wenn Ludwig Rudolf in späteren Jahren sich auch noch im Studium des Spanischen versuchte. Klassikerausgaben in allen diesen Sprachen, welche die recht ansehnliche Schloßbibliothek birgt, zeigen uns heute noch, wie vielseitig die Quellen waren, aus denen die Schloßbewohner einst ihren Wissensdurst stillten.

Am 17. März 1867 starb in Bern Ludwig Friedrich Effinger, dessen langjähriger Gemeindepräsident (vgl. S. 163/64), mit dem vom Bernerzweige des Geschlechtes das letzte Blatt in die Gruft fiel. Auf Wildegg und in Wien mußte dieser Todesfall, demzufolge nun das ganze Vermögen der Familienkiste an die beiden Brüder Albrecht und Ludwig Rudolf fiel, nachdenklich stimmen; denn obschon auch von jener Seite längst keine männlichen Nachkommen mehr zu erwarten waren, rüttelte dieses Geschehnis die schlummernde Sorge um das Aussterben des ganzen Geschlechtes neuerdings mit roher Hand auf.

Aber noch weit größer war die Trauer, als am 11. Juli 1870 auch Ludwig Rudolfs Gattin Julie in ihrem 62. Lebensjahre sanft entschlief. Der Tod kam zwar nicht unerwartet, denn er befreite eine stille Dulderin von einer langen, schmerzvollen Krankheit. Wenn man heute die Bilder dieser anmutigen Frau, an deren Porträtierung auch der Gatte seine Kunst versuchte, auf Wildegg betrachtet, so beschleicht einen das Gefühl, als liege auf den feinen Zügen ein leichter Schatten von Schwermut. Und wir würden uns auch nicht wundern, wenn die harten Jahre, welche auf ein in sorgloser Freude verbrachtes junges Eheleben folgten, einen solchen bleibend zurückgelassen hätten. Aus einem solchen Geisteszustande heraus ließe sich auch ihre tief religiöse Gesinnung erklären, der die von der Landeskirche gebotenen Institutionen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nicht mehr genügten, weshalb sie dieselben zudem noch durch Vertreter religiöser Sekten zu befriedigen suchte. Sie fand darin die nachsichtige Unterstützung ihres Gatten. Amadeus May schreibt in dessen Lebensschilderung über das religiöse

Leben auf Wildegg: „So wie den Künstlern, ist das Schloß den Arbeitern im Reiche Gottes gut bekannt. Missionare, Missionszöglinge, Evangelisten und Pfarrer haben dort ein Absteigequartier und dürfen daselbst der Geringschätzung vergessen, die ihnen anderswo öfters zuteil werden mag. Bei den Erbauungsstunden sowohl im Schlosse, zu denen die Dienerschaft und andere Bekannte geladen werden, als auch im benachbarten Dorfe, war der Herr des Hauses meistens zugegen. Er gehörte nicht zu jenen Männern, die dem Evangelium, wofern es nicht von der Kanzel heruntertönt und aus der wohlbedeckten Stellung eines Kirchenstuhles entgegengenommen wird, hartnäckig aus dem Wege gehen und unsichtbar werden, sobald in gewöhnlicher Umgebung von Angelegenheiten des Reiches Gottes die Rede ist. Mit den Damen des Hauses war ungefähr der Kompromiß zustande gekommen, daß, wenn jene mithelfen wollten, Künstler und Kunstfreunde zu empfangen, er seinerseits die Arbeiter am Reiche Gottes mitempfangen helfen wollte. Man half sich gegenseitig tragen, was oft mit kleinen Beschwerlichkeiten verbunden war, und am besten kamen dabei alle die Gäste weg, die in Wildegg sich aufhielten und sich jederzeit eines überaus freundlichen Empfanges zu rühmen hatten. Ganze Nachmittage nahm der Schloßherr teil an den Gesprächen mit den Zöglingen des Missionshauses in Basel, welche bei keinem Lehrmeister besser lernen konnten, mit Leichtigkeit und Liebenswürdigkeit in Gesellschaft sich zu bewegen, als bei ihm. Jene jungen Leute fanden sich bei solcher Behandlung bald zuhause, und es geschah z. B., daß einer von ihnen, der des Bäckerhandwerkes kundig war, eine Schürze anzog und allerlei Backwerk back, bei dessen Genuß man nicht ermangelte, auf seinen Urheber aufmerksam zu machen.“

Nach dem Tode der Schloßfrau wurde es einsam auf Wildegg, wo nur noch der fränkelnde Vater mit seiner jüngeren Tochter wirtschaftete. Ein immer bösertiger werdendes Herzleiden zwang ihn, eine lieb gewordene Beschäftigung nach der anderen aufzugeben und auch auf bescheidene Genüsse zu verzichten. Den Fremden gegenüber, die in alter Zuneigung und Verehrung dem Kranken durch ihre Besuche die träge dahinschleichenden Stunden zu kürzen und die Momente banger Todesahnung zu erheitern suchten, ließ er nicht merken, wie es ihm zumute war, und nie konnte man bei ihm die leiseste Mißstimmung wegen seiner Leiden wahrnehmen, noch kam eine Klage über seine Lippen. Auch mit seiner Umgebung sprach er von seinen Gebrechen

nicht gerne mehr, als durchaus sein mußte, und war immer glücklich, wenn er die Unterhaltung auf andere Gesprächsstoffe überleiten konnte. Schließlich fesselte ihn sein körperlicher Zustand an das Zimmer, aber sein Geist schweifte hinaus zu seinen lieben Künstlern und Kunstfreunden und seine Sorge blieb die Wohlfahrt des bernischen Kunstvereins. So nahte der Frühling des Jahres 1872 heran. Als er pflichtgetreu seinen Jahresbericht verfaßte, von dem er sich zwar Bekannten gegenüber äußerte, es werde wohl sein „Schwanengesang“ sein, hatte er doch noch die stille Hoffnung, ihn selbst in gewohnter Weise an der Jahresversammlung des Kunstvereins im Kreise seiner Freunde vorlesen zu können. Auch reiste er mit Aufwendung seiner letzten Kräfte nach dem Versammlungsorte, doch verbot ihm der Arzt, das Zimmer zu verlassen, sodaß seine Aufgabe von einem Stellvertreter besorgt werden mußte. Nach Wildegg zurückgekehrt, nahm sein Übel rasch zu. Besonders drückend für ihn waren die Beängstigungen während der Nacht, doch ertrug er alles mit Geduld, sogar Heiterkeit, und gab denen, die um ihn waren, fortwährend Beweise seines Wohlwollens und seiner Liebe. Nach diesen Vorboten stellte sich sein Ende unerwartet rasch ein; ohne Todeskampf entschlummerte er am 29. Mai 1872, morgens 10 Uhr, im Alter von 69 Jahren. Er fand seine Ruhestätte neben der seiner geliebten Gattin auf dem Kirchhofe zu Holderbank, denn längst hatte das Gesetz, angeblich aus sanitären Rücksichten, verboten, die Schloßbewohner auf Wildegg ihren Voreltern in der Familiengruft unter dem Chorboden des Kirchleins beizusetzen. „Lieblich“, schreibt A. May, „wie sein ganzer Weg hienieden, ist auch sein Scheiden gewesen und beides ein deutlicher Beweis der über ihm waltenden Güte Gottes.“

Schon am 12. Juli 1867 hatte Effinger sein Testament gemacht, das mehr Legate, namentlich an Büchern und Bildern, aufführt, als man es sonst in der sparsamen Familie gewohnt war, solange es noch galt, für die Zukunft der eigenen Angehörigen zu sorgen. Das trifft auch für die letzte Willensverfügung seiner Gattin vom Juni 1870 zu. Vielleicht bewog ihn deren Freigebigkeit, die Legate im eigenen Testamente durch eine letzte Willensverfügung vom 13. Juni 1873 nochmals zu mehren. Nach Abzug der Schulden, die fast ausschließlich in dem Guthaben der Effinger'schen Familienkiste im Betrage von ca. 78 500 Franken bestanden, das nun an Albrecht als den letzten männlichen Sprossen überging, erhielt jede der beiden Töchter an Liegen-

schaften, Aktivforderungen und Fahrhabe rund 300 000 franken. Albrecht machte von dem ihm gesetzlich zukommenden Rechte keinen Gebrauch, sondern hob nach dem Tode seines Bruders die Familienkiste auf, indem er deren Inhalt nach Abzug der darauf haftenden Legate und sonstigen Verpflichtungen, wovon 2900 franken an das Armengut der Stadt Brugg, halbierte und die eine Hälfte seinen beiden Nichten schenkte. Das Vermögen der älteren, im Jahre 1821 gestifteten Familienkiste im Betrage von 45 000 franken war schon im Jahre 1858 an die damals lebenden vier männlichen Mitglieder der Gesamtfamilie verteilt worden.

Etwas mehr als zwei Jahre später folgte auch Albrecht seinem Bruder nach langer Krankheit im Tode nach. Er starb am 5. Oktober 1876, 3 Uhr nachmittags, im 78. Lebensjahre in Wien und wurde in der Familiengruft seiner Gattin in Liesing beigesetzt. Mit ihm stieg der letzte männliche Effinger ins Grab, „integer vitæ scelerisque purus,“ wie alle Familienglieder, die ihm seit Jahrhunderten vorangegangen waren. In seinem Testamente setzte er zu Erben seines Landbesitzes im Argau, bestehend aus dem halben Anteil an den Schlössern und Schloßgütern Wildegg und Wildenstein, dem Meierhose Hard, den Reben im Kalm „und vielleicht noch anderen Parzellen,“ die beiden Töchter seines Bruders ein, indem er die eine der anderen für den Fall eines kinderlosen Ablebens substituierte. Sollte aber ihre Tante Mathilde infolge der Zeitverhältnisse aus dem Kloster treten, so waren sie verpflichtet, ihr aus seiner Hinterlassenschaft die ihm infolge deren Verzichts auf ihre Erbrechte zugefallenen Hälften ihres väterlichen und mütterlichen Erbteiles zurückzuerstatten. Dieses Erbe belief sich nach Abzug der Einkaufssumme auf 42 560 alte Schweizerfranken. Im anderen Falle mußten sie die ihr zugesicherte Jahresrente von 500 franken, statt wie bisher zur Hälfte, ganz übernehmen und ebenso die weitere Rente von 2000 franken an Frau Ida Théré (S. 396/97). Seine Gattin erhielt den Schleiß- oder Fruchtgenuß seines gesamten schweizerischen Vermögens und damit auch des Landbesitzes. Damit aber die beiden Schwestern weder in seiner Bewirtschaftung noch in seiner Vergrößerung oder seinem Verkauf gehindert werden sollten, wurde diese Verpflichtung in eine Jahresrente von 4000 franken umgewandelt. Auf Grund dieses Testamentes nahmen sie das Erbe in Besitz, ließen aber die Liegenschaften ungeteilt. Wildegg mit dem Schloßgute wurde damals auf 389 138 franken, Wildenstein auf 210 569 franken ver-

anschlagt. Von dem teilbaren Vermögen in Wertschriften betrug jeder Anteil 31 610 Franken.

Am 28. Januar 1881 schloß im Kloster zu Riedenburg bei Brengenz auch Mathilde Effinger im 74. Lebensjahre die Augen infolge von Altersschwäche. Sie fand ihre Ruhestätte auf dem dortigen Klosterfriedhofe. In den letzten Jahren scheint der Verkehr mit ihren Nichten völlig aufgehört zu haben, denn der erhalten gebliebene Briefwechsel zwischen ihnen gedenkt dieses Ereignisses mit keiner Silbe.

Trotz des Testamentes von Onkel Albrecht scheinen die beiden Schwestern darüber im Zweifel gewesen zu sein, ob ihnen nunmehr das Verfügungsrecht über Schloß Wildegg in vollem Umfange zustehe. Sie ließen sich darum bei Professor Friedrich von Wyß in Zürich, einem Freunde ihrer Familie, ein Gutachten darüber ausarbeiten. Daraus vernehmen wir, daß es sich im Jahre 1830 bei der Übernahme des Schlosses durch die beiden Brüder Albrecht und Ludwig Rudolf nur um einen Scheinkauf gehandelt hatte, während, wie wir schon berichteten (S. 334), Wildegg in Wirklichkeit an die Familienfiste der jüngeren Wildegger Linie verkauft worden war, wofür aber eine Fertigung nicht zu erhalten gewesen wäre, weil das bernische Gesetz dies verbot. Damals wurde auch bestimmt, daß Ludwig Albrecht die Pacht lebenslänglich beibehalten solle. Im Jahre 1847 waren die Statuten der Familienfiste zu Gunsten der weiblichen Mitglieder des Hauses abgeändert worden, wohl in der Überzeugung, daß eine männliche Nachkommenschaft bei beiden Brüdern nicht mehr zu erwarten sei, weshalb man für alle Fälle sorgen wollte. Diese Vorsicht erwies sich in der Folge als gerechtfertigt. Nach Aufhebung der Familienfiste durch Albrecht im Jahre 1872 hatte auch das Schloßgut Wildegg aufgehört, gemeinsames Familienbesitztum zu sein und war als Privateigentum zur einen Hälfte an diesen, zur anderen an seine beiden Nichten übergegangen, wobei letztere die früher auf der Familienfiste haftenden Verpflichtungen übernahmen. Nachdem dann Albrecht die ihm zuständige Hälfte an diesem Besitze den Nichten ebenfalls testiert hatte, konnte kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß Wildegg nach dessen Tode ihr Privateigentum war, über das sie frei verfügen durften.

Bis zum Jahre 1888 wohnten beide Schwestern auf der Burg ihrer Väter, nach außen in geschwisterlicher Eintracht, in Wirklichkeit aber nicht immer in vollem Einvernehmen. Dabei lag die Verwaltung der beiden Schloßgüter vornehmlich in den Händen der jüngeren, geschäftsgewandteren Julie.

Infolge einer unheilbaren Krankheit hatte Paulinens Gemahl, Friedrich von Sinner, in einer Anstalt versorgt werden müssen, doch ohne daß dadurch die Ehe gelöst worden wäre. Dagegen erhielt die Gattin einen Vormund. Das mochte mit anderen Umständen in beiden Schwestern den Wunsch nach einer getrennten Haushaltung wachrufen, weshalb im genannten Jahre Frau von Sinner bleibenden Wohnsitz auf Wildenstein nahm. Es war der erste Schritt zur völligen Trennung des gemeinsamen Besitzes. Diese erfolgte in gegenseitigem Einverständnis im Jahre 1892 zufolge eines Kaufvertrages vom 5. November, durch den Frau von Sinner ihrer Schwester das Schloß Wildegg mit den dazu gehörenden Liegenschaften in der Gesamtschätzung von 474 334 Franken abtrat. In Anbetracht der Tatsachen aber, daß das Rebland nicht mehr, wie früher, abträglich war, der Unterhalt des Schlosses und der Ökonomiegebäude große Summen erforderte und „noch anderer für die Käuferin maßgebender seither eingetretener Umstände“ wurde der Schätzungswert auf 240 000 Franken herabgesetzt, sodaß sich der Kaufpreis für Julie nur noch auf 120 000 Franken belief. Unterteilt blieben als gemeinschaftliches Eigentum die „altertümlichen Kunstgegenstände“, als Glasscheiben, Waffen, Rüstungen usw. im Rittersaal, sowie die „wertvollen Gemälde“, worüber ein Verzeichnis aufgenommen wurde und wobei die Käuferin versprechen mußte, sie an Ort und Stelle zu belassen und zu unterhalten. Als dann im Jahre 1905 das Schweizerische Landesmuseum von den beiden Schwestern vier Glasgemälde käuflich erwarb, vermachten sie die 43 anderen diesem Institute vertraglich auf ihr Ableben.

Schon zu Anfang der 1880^{iger} Jahre hatte sich Julie von Effinger Sorge gemacht um das künftige Schicksal des Schlosses und war infolgedessen mit den Herren Oberst Theodor von Saussure in Genf dem Präsidenten der Eidg. Kommission zur Erhaltung schweizerischer Kunstdenkmäler und Prof. Dr. J. R. Rahn in Zürich betreffend eine Schenkung an die gleichnamige Gesellschaft in Verbindung getreten, doch scheiterte dieses Projekt an den Schwierigkeiten seiner Ausführung. Dagegen konnte anläßlich des Glasgemäldekaufes den Landesmuseumsbehörden von Dr. H. Angst die konfidentielle Mitteilung gemacht werden, daß sich Fräulein Julie von Effinger nun mit dem Gedanken trage, auch das Schloß Wildegg dem Landesmuseum testamentarisch zu vermachen.

Das Jahr 1905 war für die beiden Schwestern recht verhängnisvoll. Denn in Wien starb die verwitwete Tante Pauline von Effinger

geborne von Féronce, wo sie in sehr guten Vermögensverhältnissen gelebt hatte. Ihre beiden Nichten durften sich darum der Hoffnung hingeben, daß sie in ihrer letzten Willensverfügung nicht ganz vergessen worden seien. Wider Erwarten aber traf dies zu. Offenbar hatte man es verstanden, den Willen der greisen Katholikin so zu lenken, daß an Stelle der reformierten Schweizer-Nichten die Institute ihrer Konfession umso reichlicher bedacht wurden. Infolgedessen findet sich im Schloßarchive in Wildegg weder eine Todesanzeige, noch ein anderes Aktenstück, das auch nur den Todestag der Verwandten meldete. Ihr folgte schon im folgenden Jahre Frau von Sinner. Sie hatte, wie verschiedene ihrer Familienangehörigen, von den milderer Gestaden des Genfersees die Wiedererstarbung ihrer angegriffenen Gesundheit erhofft und sich zu diesem Zwecke in einem Familienhotel in Divis einige Zimmer gemietet. Am 19. März 1906 meldete ihre Gesellschafterin, Fräulein Kramer, nach Wildegg, daß die Greisin an Bronchitis erkrankt sei. Da die folgenden Tage schlimmere Nachrichten brachten, verreiste Julie am 2. April, um für alle Fälle in der Nähe ihrer Schwester zu sein. In ihrer Gegenwart entschlief sie sanft schon am 6. April nachmittags 4 Uhr im Alter von 70 Jahren. Ihre Leiche wurde nach Wildegg überführt. Dort versammelte sich in der Eingangshalle des Schlosses am 11. des gleichen Monats eine kleine Trauergemeinde von Verwandten und Freunden zu einer schlichten Totenfeier, da der Pfarrer in Holderbank dem dafür auserwählten, außerhalb der Landeskirche stehenden Prediger die Benutzung der Kirche versagte. Dann bewegte sich der Zug hinunter nach dem Kirchhofe, wo neben dem Grabe der Eltern ein neu geöffnetes die sterbliche Hülle ihrer geliebten Tochter aufnehmen sollte.

Frau von Sinner wird uns geschildert als eine große, schlanke Dame von feinsten Umgangsformen und sanftem Gemüte. Ihr Besitztum Wildenstein sollte nach ihrem Willen zu einem wohlthätigen Institute eingerichtet und unter die Leitung ihrer Schwester Julie gestellt werden, die zudem einen Teil ihres Vermögens erhielt. Diese unterzog sich auch eine Zeit lang der ihr zugeordneten Aufgabe, mußte dann aber fühlen, daß sie sich damit eine zu schwere Bürde aufgeladen hatte. Sie schätzte sich deshalb glücklich, als sie ihr von einer jüngeren Verwandten abgenommen wurde. Mit umso größerer Gewissenhaftigkeit verwaltete sie darauf als Letzte ihres Stammes das ihr anvertraute Stammschloß. Ihr seien darum auch noch die Zeilen gewidmet, mit denen wir in möglichster Knappheit die Geschichte seiner Besitzer zu Ende führen.

Die Zeiten der Entsagung, welche das junge Elternpaar bei seiner Rückkehr nach dem Vaterlande durchzumachen hatte, trübten wohl kaum die frühesten Jugenderinnerungen der damals noch im zartesten Alter stehenden beiden Mädchen. Vielmehr dürften sich diese an den Aufenthalt in Italien geknüpft haben, wo sie das Leben in vollen Zügen genießen konnten. Spielend hatte die kleine Julie von ihrer Umgebung Italienisch gelernt und durch die Fürsorge der Eltern daneben sogar Englisch und Französisch, darüber aber die Sprache der Heimat, welche sie selten zu hören bekam, vergessen; denn sie war für das bernische Patriziat nicht salonfähig. Bei großer Begabung fehlte es dem heranwachsenden Mädchen nicht an einem Selbstständigkeitsgefühl, gegen das die Methoden zweier deutscher Erzieherinnen und einer englischen ohne Erfolg blieben. Erst einer jungen, fein gebildeten Französin war dieser vorbehalten und zwar in dem Maße, daß sich daraus ein Freundschaftsverhältnis für das ganze Leben ausbildete. Es kann darum nicht befremden, wenn sich Julie zeitlebens der französischen Sprache für ihre Korrespondenzen, für ihre Tagebücher und sogar für ihre Rechnungsführung mit Vorliebe bediente. Ein gemeinsamer zweijähriger Pensionsaufenthalt beider Schwestern in Genf während der Jahre 1853 bis 1855, wo sie Gelegenheit fanden, die Vorträge hervorragender Gelehrter zu hören, schloß ihre Ausbildung ab. Ihm folgte noch im letztgenannten Jahre eine Kunstreise nach Düsseldorf. Sorgfältige Aufzeichnungen, wie man sie in der Familie auf Reisen zu machen gewohnt war, zeugen heute noch für die feine Beobachtungsgabe des jungen Mädchens. Als sich zwei Jahre später ihre Schwester verheiratete, begleitete Julie ihre Mutter auf Reisen in Belgien und Frankreich, welche dieser ihre neuerdings angegriffene Gesundheit stärken, gleichzeitig aber auch dazu dienen sollten, der jungen, lernbegierigen Tochter Gelegenheit zu bieten, ihren Wissensdurst zu befriedigen und ihre Kenntnisse durch eigene Anschauung zu erweitern. Daran schloß sich in den Jahren 1858 und 1859 ein längerer Aufenthalt in Paris. Eine Wendung in ihrem Geistes- und Seelenleben brachte das Jahr 1860. Die Veranlassung dazu mochte zum Teil in einer unglücklichen Neigung zu einem französischen Edelmann, die dem jungen Mädchen die ersten schweren Enttäuschungen brachte, teils in dem Einflusse ihrer streng religiösen Eltern, namentlich ihrer Mutter, liegen. Infolgedessen wurde es einem Missionar Hebich nicht allzu schwer, die Interessen der geistig regsamen jungen Tochter von den wissenschaftlichen und künstlerischen Studien abzulenken und ihr

einen zusagenden Ersatz in einem Leben zu bieten, das dem Dienste armer Mitmenschen, namentlich solcher in ihrer engeren Heimat, geweiht war als werktätiger Ausfluß einer Frömmigkeit, die glaubte, in separatist-religiösen Bestrebungen die Menschen dem wahren Seelenheile näher zu bringen, als es die reformierte Landeskirche zu tun vermochte. Sie gründete infolgedessen eine Sonntagschule, in der sie selbst die Kinder lehrte. Wenigstens einzelne vermochte sie so nachhaltig an ihre Ideen zu fesseln, daß sie sich ihr das ganze Leben zu Dank verpflichtet fühlten, namentlich wenn sie von ihrer mildtätigen Hand aus tiefstem menschlichem Elend herausgehoben und zu rechtschaffenen Menschen erzogen worden waren. Dabei ließ sie sich in ihrer erzieherischen Tätigkeit nicht entmutigen, wenn auch der eine oder andere ihrer Zöglinge später im rauhen Kampfe um's Dasein entgleiste. Gefallene suchte sie stets wieder zu heben, wenn sie in der Verzweiflung der Not und des Elendes nach der liebevollen Leiterin ihrer Jugend hilfesuchend die Hand ausstreckten. Bei Hülfeleistungen für arme Kranke war ihr kein Strohdach zu niedrig, kein Bett zu schmutzig. Eine von ihr geleitete Arbeitsschule auf dem Schlosse sollte den jungen Mädchen in Holderbank und Mörigen Gelegenheit bieten zur Erlernung nützlicher Handarbeiten, wofür damals die Schule noch nicht überall genügend sorgte, und alljährlich versammelte ein Weihnachtsbaum im Kerzenglanze die freudestrahlende Jugend in der Vorhalle der Burg. Jedes der Kinder verließ beschenkt seine gütige Lehrerin, um auf beschneiten Pfaden im Sternenscheine der Christnacht wieder seinem fernen Heime zuzupilgern, in das sein noch vor Glück leuchtendes Gesicht wenigstens einen Schimmer von der Weihnachtsfreude auf der Burg trug. Und dieser strahlte umso wirkungsvoller auch auf die Eltern über, als es damals auf dem Lande noch nicht Sitte war, durch ein Christbäumchen und eine gegenseitige Beschenkung den Geburtstag des Heilandes oder dessen Vorabend zu einem Freudenfeste für die ganze Familie zu gestalten. Noch heute wissen ältere Frauen dankbar von diesen schönen Tagen zu erzählen, mit denen ihnen das Schloßfräulein ein selbst für die Jugend einförmiges Dorfleben verschönert hatte.

In ihren religiösen Anschauungen und Bedürfnissen fand Julie eine Geistesverwandte in einer Dorothea Trudel in Männedorf am Zürichsee, durch deren Handauslegen sie sich von einer Krankheit geheilt glaubte, und mit welcher sie sich darauf bis zu ihrem Hinschiede in Glaubenssachen durchaus einig wußte. In ähnlichem Verhältnisse stand

sie später zu dem Ortspfarrer Samuel Zeller, dessen Einfluß so stark war, daß sie sich fast alle Jahre einige Wochen in seiner Nähe aufhielt. Glücklicherweise ging auch Frau von Sinner auf die religiösen Ideen der Schwester ein. Ein gegenseitiges Vertragen war umso notwendiger, als nach dem Tode der Eltern beide Schwestern während des Sommers vereint auf Wildegg wohnten, während sie einen Teil der Wintermonate im Süden zubrachten, teils zur Kräftigung ihrer Gesundheit, wohl aber auch, um sich dadurch eine willkommene Abwechslung zu verschaffen. Denn das Leben auf der Burg war zu dieser Jahreszeit sehr einsam und sogar beschwerlich, namentlich wenn Stürme sie umtosten und Schneegestöber Weg und Steg fast ungangbar machten. Damals fand Julie auch in der Schottländerin Miß Drummond, einem kindlich frommen, frohmütigen und musikalisch sehr gut veranlagten Mädchen, eine vortreffliche Gesellschafterin und es war darum ein harter Schicksalsschlag für sie, als auf deren Rückreise aus Indien im Jahre 1904 von Portsaid statt der Ankündigung des lang ersehnten Besuches die Todesnachricht auf Wildegg eintraf. Einen Ersatz brachte ihr Fräulein Pauline Peyer, in der sie bis zu ihrem Tode, im Ganzen während 31 Jahren, eine verständnisvolle und um ihr Wohl besorgte Freundin fand, der sie aus Dankbarkeit dafür ein lebenslängliches Heim auf dem Schlossgute sicherte. Zu ihren liebsten Freundinnen zählte in den letzten Lebensjahren auch Betsy Meyer, die Schwester des Dichters Konrad Ferdinand Meyer in Zürich, welche eine Zeit lang ihr Gast gewesen war, und die dann 1892 sich im benachbarten Veltheim ein eigenes Heim gründete, in dem sie auch starb.

Wie wir schon vernahmen, hatten Juliens Eltern der Missions- und Evangelisationstätigkeit ihr volles Interesse und ihre nachhaltige Unterstützung zugewendet. Auch darin folgte ihnen die Tochter. Für religiöse Versammlungen dieser Art ließ sie einen besonderen Saal auf dem Schlossgute erbauen, und seit dem Jahre 1879 fanden sogar auf längere Zeit jeden Sommer bei ihr eigentliche Missionsfeste, die „Wildeggerfeste“, statt, zu denen das Volk, sofern es dafür Interesse hatte, weit aus der Umgegend zusammenströmte.

Über auch die Bestrebungen zur Heilung von Trinkern fanden in ihr eine tatkräftige Förderin. Jahrelang beteiligte sie sich an den Blaukreuzversammlungen, und als sich dann Gelegenheit bot, ein früheres Besitztum der Familie, das Kernengut, zurückzukaufen, erwarb sie es und machte es zu einer Heilanstalt für gewerbsmäßige Trinker. Den

mäßigen Genuß des Weines aber verurteilte sie keineswegs, wohl wissend, daß die Haupteinnahmen ihrer Voreltern in dem Ertrage ihrer Rebberge bestanden hatten, der in mehreren ihnen gehörenden Gasthäusern ausgeschenkt wurde. Wer bei ihr zu Gaste war, dem perlte ein vortrefflicher Tropfen im Glase. Sie bezog ihn nach der Ausreutung der eigenen, unrentabel gewordenen Weinberge von ihrem Neffen, dem Berner Geschichtsprofessor Wolfgang Friedrich von Mülinen, aus dessen Gut Belletruche bei Rolle an den weingeseigneten Ufern des Genfersees, das eine Zeit lang auch der Familie May in Schöstland gehört hatte. Dieser feingebildete, leider allzu früh verstorbene Verwandte stand ihr schon zufolge ihrer Freude an der Geschichtswissenschaft besonders nahe. Auch den Tafelgenüssen wurde alle Aufmerksamkeit geschenkt. Man bot dem Gaste nicht mancherlei und nichts fremdländisches; was aber die Heimat zu liefern vermochte, wurde ihm in ausgesuchter Qualität und bester Zubereitung vorgesetzt. Und dabei zeugten schon die Eßgeschirre und der Tafelschmuck von dem feinen Geschmacke, der zufolge einer alten Kultur auf Wildegg als etwas Selbstverständliches und ohne die leiseste Aufdringlichkeit, auch für den einfachen Gast, eine fast unbewußte Pflegestätte gefunden hatte.

Überhaupt, wer glaubte, in dem Schloßfräulein eine frömmelnde, bigotte Dame zu treffen, der irrte sich gründlich. Ihre religiösen Gefühle und Überzeugungen offenbarte sie nur solchen Besuchern, von denen sie voraussetzen durfte, daß sie dafür Interesse und Verständnis haben, oder die ihre Einladung geradezu dem Wunsche Juliens verdankten, sich mit ihnen auf diesem Gebiete zu unterhalten. Anderen Gästen gegenüber gab sie sich je nach ihrer gesellschaftlichen Stellung und der Veranlassung ihres Besuches als die feingebildete Aristokratin oder als die energische, sachkundige Schloßherrin, die selbst in den schwierigsten Geschäften, welche ein großer Gutsbetrieb mit sich bringt, „ihren Mann zu stellen wußte“. So darf man wohl sagen, denn ihr Auftreten hatte, wo es am Platze war, etwas männlich festes, sogar Schroffes, und Mancher, der im Glauben gekommen war, im Verkehr mit einer Dame mühelos den Vorteil eines Geschäftes auf seine Seite lenken zu können, mußte einsehen, daß er hier seinen Meister gefunden hatte. Dieses feste, männliche, von der eigenen Überzeugung nicht weichende, aber immer ritterliche Auftreten war ein Erbteil ihres Großvaters Rudolf Emanuel und sie mußte es darum auch, wie dieser, über sich ergehen lassen, wenn sie gelegentlich hart und ungerecht beur-

teilt wurde. Die feineren Regungen des Herzens und ihr Seelenleben überhaupt waren von den Eltern auf sie übergegangen, nur mit dem Unterschiede, daß sie beides vor ihrer Umgebung sorgfältiger bewahrte. Daß sie, wie ihre Vorfahren, eifrig ein Tagebuch führte und auf Reisen ihre Eindrücke und Erlebnisse in Aufzeichnungen niederlegte, mochte ihr



Abb. 82. Der Brunnen im Schloßhofe.

Sepiazeichnung von Rud. v. Effinger, 1832.

anerzogen worden sein. Die Liebe zu historischen Studien aber hatte sie zweifellos wieder als Erbteil empfangen. Als Letzte ihres Stammes fühlte sie sich verpflichtet, der Nachwelt die Geschichte ihrer Familie dokumentarisch zu hinterlassen. Das sollte soviel als möglich noch unter Aufsicht und nach ihrem Willen geschehen. Zwar hatte sie nicht zu befürchten, daß auch ohne eine solche Geschehnisse verraten werden könnten, die ein ungünstiges Licht auf einzelne ihrer Ahnen geworfen hätten. Denn fast beispiellos frei, nicht von menschlichen Schwächen,

wohl aber von Taten, welche dem oder jenem Angehörigen zur Unehre gereichten, enthüllt sich vor uns die Vergangenheit der Effinger von Wildegg. Doch gibt es in allen Familien, deren Vergangenheit man durch Jahrhunderte verfolgen kann, Geschehnisse, von denen man nicht wünscht, daß sie einer verständnis- und teilnahmslosen Öffentlichkeit bekannt gegeben werden, auch wenn ihnen nichts Unehrenwertes anhaftet.

Einer Darstellung der ältesten Zeiten ihres Geschlechtes fühlte sie sich nicht gewachsen und betraute darum damit den bekannten Luzerner Historiker Theodor von Liebenau, der seine Darstellung mit dem Jahre 1584 abschloß. Von diesem Zeitpunkte an bearbeitete sie ihre Familiengeschichte bis zum Beginne des 18. Jahrhunderts selbst, nicht als eine geschulte Historikerin, trotzdem aber in einer Weise, die uns vor dem Sammelfleiß, welchen sie auf eine möglichst vollständige Heranziehung des Quellenmaterials verwendete, mit Achtung erfüllt. Auch wenn sie dessen Reichhaltigkeit zuweilen übersehen ließ, was der Festhaltung wert und was für weitere Kreise belanglos ist, so wird selbst der Fachmann das umfangreiche Werk immer wieder gerne zur Hand nehmen und es wird ihm manchen Aufschluß erteilen, der über das engere Familieninteresse hinausgeht.¹ An seiner Vollendung verhinderte sie eine Krankheit, welche sie zwang, die fleißige Feder niederzulegen. Doch stand, als sie der Tod abrief, das ganze dafür verwendbare Quellenmaterial, in Mäppchen jahrweise wohlgeordnet zusammengetragen, einem späteren Fortsetzer zur Verfügung. Als solchen hätte sie gerne ihren Neffen Professor W. F. von Mülinen gesehen. Leider verunmöglichten diesem nach ihrem Tode zunächst dringendere Arbeiten die Erfüllung dieses Wunsches und bevor deren Erledigung ihm dazu die notwendigen Mühe gewährte, rief auch ihn der Tod ab. Infolgedessen unterzog sich dieser Aufgabe ein Anderer, den Freundschaft mit beiden verband.

Dem Volke ihrer engeren Heimat hatte Julie schon im Jahre 1885 ein Büchlein geschenkt, worin die ihr befreundete Kinderschriftstellerin Luise Pichler die Schicksale der Burg und ihrer Bewohner bis zum Übergange an die familie Effinger erzählt.

Bei einem so ausgesprochenen Familiensinn kann es nicht befremden, wenn sie in der tadellosen Erhaltung der Burg ihrer Väter eine ihr übertragene, fast heilige Verpflichtung erblickte. Sie tat auch dafür zeit lebens, was in ihren Kräften stand. Da ihr mit zunehmendem Alter das Treppensteigen beschwerlich wurde, ließ sie durch Zürcher Architekt-

¹ Vgl. Einleitung, S. 1 ff.

ten an Stelle eines alten, großen Kutschenschopfes im Schloßhofs seit dem Jahre 1886 ein Landhaus erbauen und zu einem behaglichen Heim einrichten, während sie das alte Schloß selbst zeitweise vermietete. Das Bauen war überhaupt ihre Freude, und oft soll sie sich dahin geäußert haben, daß, wenn sie ein Mann wäre, sie den Beruf eines Architekten gewählt hätte. Bei einer solchen Sorge um die Erhaltung des ihr anvertrauten Gutes war es umso schmerzlicher für sie, daß es zweimal Industriegesellschaften gelang, von ihr durch Strohmänner unter Vorgabe falscher Projekte in den Areschachen größere Stücke Landes zu erwerben, um darauf Betriebe zu errichten, die in rücksichtsloser Ausbeutung ihrer Geschäftsvorteile nicht nur das schöne Uretal verunstalten, sondern auch die Schloßherrin durch den Rauch und den Kalkstaub ihrer Fabriksschöte dermaßen belästigten, daß ihr manchmal das Wohnen auf dem Erbe ihrer Väter verleidete.

So flossen auch für die Vereinsamte die Tage dahin in reicher und schöner Betätigung, bis im Spätsommer des Jahres 1912 eine Krankheit, deren Vorboten ihr schon manche bange Stunden bereitet hatten, sie bleibend an das Zimmer fesselte. Die welkende Blumenpracht ihrer Umgebung mochte ihr die Gedanken an den nahenden Abschied von dieser Welt nicht allzu ferne legen. Sie waren ihr umso peinlicher, als mancherlei Pläne ihren regsamen Geist noch mit dem Leben verbanden. Trost fand sie in solchen bangen Stunden und namentlich während schlafloser Nächte in ihrer Religion. Es kam der 25. Oktober heran. Obschon sie fühlte, daß sie sich ihrem Ende näherte, gab sie doch in den Worten: „Der Herr eilt mit mir“ noch einem letzten Lebenswillen Ausdruck, der aber rasch wich in dem Wunsche: „Ich habe Lust abzuschneiden“. Er wurde erfüllt. „Ein Windsturm brauste um das Haus; angstvoll laut schreiend flogen die Dohlen von den Dächern des Hauses auf, dann trat eine Stille ein. Sanft und leicht hauchte die letzte Junkerin von Wildeggs ihre Seele aus, während die Glocken im Turme des Kirchleins zu Mörken durchs offene Fenster vernehmbar die zwölfte Mittagstunde verkündeten.“¹

Am 28. Oktober 1912 bewegte sich abermals ein Trauerzug vom Schlosse nach dem Kirchlein zu Holderbank. Und wieder öffnete sich ein frisches Grab, diesmal neben dem der Schwester, hart an der Friedhofsmauer. Die Totenfeier leitete der der Verstorbenen befreundete Dorf-

¹ H. Frey-von Wattenwil, Leichenrede zur Erinnerung an frl. Julie von Effinger von Wildeggs. Aarau, H. R. Sauerländer & Co., 1912.

pfarrer Adolf Frey von Wattenwil in würdiger Weise. Dann wurde mit dem silbergestickten Bartuche, unter dem seit mehreren hundert Jahren die Effinger auf Wildegg zu Grabe getragen worden waren, die sterbliche Hülle der Letzten ihres Geschlechtes dem Schoße der Erde übergeben.

In ihrem Testamente setzte Julie von Effinger in Anbetracht des Umstandes, daß sie keine Verwandten mehr hatte, die auf einen Pflichtteil Anspruch machen konnten und die zudem nicht in der Lage waren, diesen Sitz würdig zu unterhalten und darauf zu leben, als alleinigen oder Haupterben ihres Vermögens die Schweizerische Eidgenossenschaft zu Händen des Schweizerischen Landesmuseums ein, eventuell, falls sie aus irgend einem Grunde die Erbschaft nicht antreten sollte, die Historisch-Antiquarische Gesellschaft der Schweiz und zwar im einen und im anderen Falle unter der Bedingung, daß Schloß Wildegg nebst Hof, Garten und den Halden des Schloßhügels, sowie der anstoßende Wald am Kestenberg in ihrem bisherigen Zustande erhalten und der Aufsicht und Verwaltung der Kommission des Schweizerischen Landesmuseums, event. der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft unterstellt werden. Unter allen Umständen soll dafür gesorgt werden, daß nicht auf einem von ihr hinterlassenen Terrain Gebäude erstellt oder Einrichtungen getroffen werden, durch welche der Ausblick vom Schlosse oder der Anblick desselben beeinträchtigt, sowie der Aufenthalt auf demselben durch Staub, Rauch und Lärm gestört wird. Ebenso darf in der Nähe des Schlosses keine Wirtschaft, außer einer alkoholfreien, betrieben, noch eine Korrekptions-Armenanstalt oder Fabrik oder ähnliches erstellt werden.

Der schweizerische Bundesrat nahm dieses Erbe, das nur durch zwei größere und eine Anzahl kleinere Legate an wohlthätige Anstalten, Verwandte und Bedienstete geschmälert wurde, dankbar an. Der Plan für dieses Legat war von Julie seit langem gefaßt und reiflich erwogen worden. Der Denkart ihres Geschlechtes würdiger hätte seine letzte Vertreterin nicht handeln können. Möchten darum die Tausende, welche nun alljährlich nach der altherwürdigen Burg mit ihrer blumenprangenden Umgebung hinaufpilgern, um sich an ihr und dem Fernblicke in eine der schönsten und an Denkmälern der Vergangenheit reichsten Gegenden unseres Vaterlandes zu erfreuen, auch der Edelfrau dankbar gedenken, deren vornehme Gesinnung das prächtige Besitztum zum Gemeingute aller Schweizer gemacht hat!

